

Zum Inhalt des Heftes

Im Februar und März 1911 hat Rudolf Steiner mehrfach einen geistigen Tatbestand beleuchtet, der auch Gegenstand der hier folgenden Erstveröffentlichung ist: Unter der Leitung höherer Hierarchien arbeitet das Kindheits-Ich während der ersten drei bis dreieinhalb Lebensjahre an der Ausgestaltung des Gehirns und ergießt belebende Kräfte in den gesamten Organismus. Als großes Vorbild entspricht dem, was so im Kinde gleichsam auf einer niederen Stufe tätig ist, das dreijährige Innewohnen des Christus in den Hüllen des Jesus von Nazareth. Durch eine Spiritualisierung seiner Seelenkräfte vermag der Mensch die Schöpferkraft dieses Ich der ersten Lebensjahre wieder zu beleben und in sein Wachbewußtsein aufzunehmen. Von den Vorträgen, die hiervon handeln, wurden zwei, München, 11. Februar, und Zürich, 25. Februar 1911, in den jüngst erschienenen Band «Die Mission der neuen Geistesoffenbarung. Das Christus-Ereignis als Mittelpunktsgeschehen der Erdenrevolution», GA 127, aufgenommen. Von den übrigen Vorträgen zum gleichen Thema liegen keine Nachschriften bzw. nur unzulängliche Hörernotizen vor, mit Ausnahme des in Hannover am 4. März 1911 gehaltenen Parallelvortrags. Da dieser gewisse Varianten zu den beiden in die Gesamtausgabe übernommenen Vorträgen aufweist, wird er, wie dies in gleichgelagerten Fällen geschieht, an dieser Stelle veröffentlicht.

In dem genannten Band ist auch Rudolf Steiners Ansprache vom 3. März 1911 über «Ossian und die Fingalshöhle» abgedruckt. Sie gibt wichtige Aufschlüsse über einen Zweig des alten Keltentums und darüber hinaus über das Wesen der Volksdichtung. Den Anlaß bildete eine Aufführung der Hebriden-Ouvertüre von Felix Mendelssohn Bartholdy im Kunst- und Musikzimmer in Berlin-Charlottenburg, Motzstraße 17. Über die Kunstzimmer, von denen es in Berlin und in München je zwei gegeben hat, eine Einrichtung, die ein Stück Geschichte der anthroposophischen Bewegung jener Jahre darstellt, berichtet Marie Steiner in einem kleinen Aufsatz, der in ihren Gesammelten Schriften Band II, «Rudolf Steiner und die Redenden Künste», Dornach 1974, enthalten ist. Ein Beitrag des vorliegenden Heftes geht auf die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge ein, die Rudolf Steiner seinen Ausführungen zugrunde gelegt hat.

Es folgt ein Hinweis auf den Gesamtinhalt dieses Bandes sowie auf eine weitere Neuerscheinung in der Gesamtausgabe, eine Vortragsfolge aus dem Spätsommer 1915 unter dem Titel «Zufall, Notwendigkeit und Vorsehung. Imaginative Erkenntnis und Vorgänge nach dem Tode», GA 163. Abgesehen von drei früher erschienenen Einzelausgaben wurden die in dem erstgenannten Band enthaltenen Vorträge teilweise, die Vortragsfolge des zweiten Bandes insgesamt während der Verbotszeit in Deutschland im «Nachrichtenblatt» erstveröffentlicht. Da sie also den meisten deutschen Freunden bisher nicht bekannt waren, wird auf ihren Inhalt etwas ausführlicher eingegangen.

Als organische Ergänzung der Rudolf Steiner Gesamtausgabe erschienen jetzt die 5 Bände von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften, herausgegeben von Rudolf Steiner in der «Deutschen National-Litteratur». Auf diese Neuauflage

wurde in einem Sonderheft der «Beiträge», Nr. 46, unter dem Titel «Goethes Naturanschauung als Ausgangspunkt für das Lebenswerk Rudolf Steiners» hingewiesen. Aus dem gleichen Anlaß wird im vorliegenden Heft an eine Würdigung erinnert, welche die Leistung Rudolf Steiners als Goetheforscher auf einer akademischen Feier der Universität Wien zum 200. Geburtstag Goethes erfuhr.

Als Beiträge zu der Selbstbiographie «Mein Lebensgang» wurden in zwei Heften des Vorjahres aus dem Archiv der Nachlaßverwaltung Briefe von Jugendfreunden und -bekannten Rudolf Steiners veröffentlicht. In Heft 49/50 sind Briefe eines seiner früheren Lehrer, Albert Löger, und ein Brief des «Bahnarztes» von Wiener Neustadt, Carl Hickel, in Heft 51/52 Briefe von Ernst Schönaich abgedruckt. Im vorliegenden Heft wird diese Folge mit Briefen eines anderen Jugendfreundes, Rudolf Ronsperger, fortgesetzt. g

Rudolf Steiner:

Die menschliche Urschuld

«Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben»

Vortrag, gehalten in Hannover am 4. März 1911

Wenn wir beginnen, uns mit der Gliederung des Menschen in seine Wesensbestandteile bekannt zu machen: in physischen Leib, Ätherleib, Astralleib, Ich, dann Manas, Budhi, Atman, so machen wir damit nur einen Anfang, und es wäre ein verhängnisvoller Irrtum zu glauben, daß man mit einer solchen Kenntnis der elementaren Lehren der Theosophie schon alles wüßte, was man aus der geistigen Welt für die Zukunft und den rechten Fortschritt der Menschheit wissen muß. Man muß diese Dinge zwar aufnehmen, aber zugleich lernen, Theosophie als etwas anzusehen, was unser ganzes Leben durchdringt und sich in Lebenspraxis umwandelt. Man weiß wohl etwas vom Menschen, wenn man weiß, er besteht aus physischem Leib, Ätherleib, Astralleib, Ich und so weiter, aber man lernt ihn erst kennen, wenn man weiß, wie diese verschiedenen Glieder zusammenwirken. Dieses Zusammenwirken ändert sich und ist in den verschiedenen Stadien der Menschheitsentwicklung ein anderes. Im alten Ägypten wirkten diese einzelnen Wesensglieder zum Beispiel ganz anders zusammen als im heutigen Menschenleibe. Wenn man also die alte ägyptische Tempelweisheit in unsere Zeit hineinragen wollte, so würde das nicht das Richtige sein. Wir müssen über diese Dinge anderes sagen als das, was die ägyptischen Priesterweisen ihren Schülern sagen konnten.

Das Zusammenwirken der Wesensglieder des Menschen ändert sich auch im einzelnen Leben des Menschen, es ist anders in der Kindheit als im späteren Alter. Heute soll uns das Zusammenwirken im ersten Kindheitsalter und dann in den späteren Jahren des Menschen beschäftigen. Sie wissen, daß das Bewußtsein des Kindes sich unterscheidet von dem Bewußtsein, das der Mensch später hat. Dies andersartige Bewußtsein bringt das Kind dadurch zum Ausdruck, daß es nicht Ich zu sich sagt. Dies für uns so wichtige Wort tritt erst später auf, und zwar dann, wenn das Bewußtsein vom Ich im Kinde erwacht. Es gibt heute Psychologen, die meinen, das Ichbewußtsein sei schon früher vorhanden, es käme im Kinde nur nicht zum Ausdruck. Man kann noch anderes tolles Zeug lesen, zum Beispiel daß der Mensch zuerst denken lerne und dann die Sprache. Es ist umgekehrt richtig: der Mensch lernt an der Sprache das Denken. In der Zeit zwischen zweidreiviertel und dreieinhalb Jahren – der Zeitpunkt ist individuell verschieden – findet im Menschen etwas statt, was wir genau feststellen können, wenn wir zurückblicken in unsere eigene Kindheit. Da finden wir, daß sich der Mensch zurückerinnert bis zu einem gewissen Punkte, dann reißt der Faden der Erinnerung ab, durch den das Bewußtsein der eigenen Taten, der eigenen Erlebnisse festgehalten wird, obgleich man weiß, daß das Ich auch in der vorangehenden Zeit vorhanden war. Es gibt

also ein Leben des Ich zwischen der Geburt und etwa dem dritten Jahre, in welchem sich dieses Ich ganz anders zum physischen Leib, Ätherleib und Astralleib verhält als später. Die okkulte Wissenschaft zeigt, daß in diesen ersten Kindheitsjahren das Ich wie eine Außenaura den Menschenleib umschwebt und dann erst hineindringt in den Menschen. In demselben Maße, als das Ich hereindringt, beginnt der Mensch Ich zu sich zu sagen und die Dinge auf sich zu beziehen. Vorher ist das Ich von außen tätig. Da muß zum Beispiel die feinere Gliederung des Gehirns ausgebaut werden, und das tut das Ich und kann es nur tun, solange es noch nicht mit dem Organismus innig verbunden ist.

Nun könnte man einwenden, das Menschen-Ich sei doch nicht so gescheit, daß es an seinem Gehirn bauen und ihm die unendlich feinen Furchen und Gliederungen geben kann, damit es ein Werkzeug für das Denken wird. Aber das Menschen-Ich arbeitet da auch nicht allein, seine Arbeit am Körper wird aus der Weisheit ganz anderer Kräfte hergeleitet. Warum kann das kindliche Ich so weise arbeiten, trotzdem wir später nichts mehr davon wissen? Das rührt davon her, daß es, solange es draußen ist in der Aura, zusammenhängt mit der geistigen Welt. Der Seher sieht, wie das kindliche Ich so arbeitet am Körper, daß die Strömungen, die von ihm ausgehen, auf der einen Seite in den Körper gehen und auf der anderen Seite hinaufströmen zu den Angeloi, Archangeloi, Urkräften und so weiter, sodaß man sagen kann: es ist das kindliche Ich eingeschaltet in die geistige Welt. Erinnern Sie sich, daß ich oft gesagt habe: die Weisesten können gerade von dem Kinde viel lernen. Das kindliche Ich, das wie eine Aura Haupt und Oberleib des Kindes umschwebt, ist wie ein «Telefonanschluß» zur geistigen Welt; der Seher sieht in diese Aura hineinweben und wirken die Taten der höheren Hierarchien. Und in demselben Maße, als das Ich hineinzieht in den Körper und der Mensch beginnt, zu sich Ich zu sagen und dadurch der Illusion verfällt, daß sein Ich in die Grenzen des Leibes eingeschlossen sei, in demselben Maße ist der Strang für die geistigen Welten gewissermaßen durchschnitten.

So ist der Zusammenhang zwischen dem Ich und den anderen Leibesgliedern in der ersten Jugend ein ganz anderer als später, denn in der Kindheit ist das Ich schöpferisch-produktiv, und später verliert es diese schöpferischen Kräfte. So wie der Menschenleib heute ist und so, wie wir als Menschen im späteren Lebensalter konstituiert sind, zusammengesetzt aus physischem-, Äther- und Astralleib und dem darin sich fühlenden Ich, so unterdrücken wir im späteren Leben die geistig belebenden Kräfte, die sich im ersten Kindesalter betätigen können. Unser ganzes Leben ist ein Abtöten der voll-lebendigen Kräfte, die sich im ersten Kindesalter betätigen. In diese lebt und webt hinein der Kosmos seine geistigen Kräfte und später wirken unsere Hüllen abtötend auf diese voll-lebendigen Kräfte.

Nun gibt es im Menschenleben zweierlei Verrichtungen: solche, durch die auch noch im späteren Leben belebend gewirkt wird auf diese Kräfte, und es gibt menschliche Handlungen, die auf dieselben stark abtötend wirken. Es gibt Handlungen, die diese Kräfte aufflackern lassen und solche, die über ein gewöhnliches

Maß abtötend, wie verbrennend auf dieselben wirken. Wir unterscheiden solche Handlungen, bei denen wir ein Ideal, namentlich ein sittliches Ideal im Auge haben, das uns andere Ziele aufzeigt, als die Befriedigung unserer Triebe, Instinkte und Leidenschaften. Das Mitfühlen, das Miterleben von Leid und Freude mit unseren Mitmenschen führt uns zu solchen Handlungen, die über dem Horizont unseres gewöhnlichen Lebens liegen, zu solchen, die uns zu unseren Idealen hinaufführen. Aber der Mensch kann auch solche Handlungen begehen, die nur durch Triebe und Instinkte geleitet werden. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Handlungen, und das muß so sein in unserem gegenwärtigen Entwicklungszyklus. Es wird in der Zukunft nicht immer so bleiben, denn selbst die untergeordneten Instinkthandlungen lassen sich spiritualisieren. Wenn der Mensch zum Beispiel lernt, die Pflanze wie ein geistiges Wesen anzuschauen, dann verschlingt er sie nicht mehr wie ein Tier, sondern er empfindet den Pflanzen gegenüber, die er genießt, daß er sich durch sie vereinigt mit der geistigen Kraft, die durch sie hindurchgeht, er empfindet eine Verbindung mit dem Sonnenwesen. Gewiß ist es noch ein Ideal fernster Zukunft, daß der Mensch selbst in diesen Triebhandlungen empfinden wird, wie in allen materiellen Handlungen ein Geistiges lebt. Heute mischen sich durcheinander Trieb- und Instinkthandlungen und solche, die der Mensch aus idealer Gesinnung begeht.

Was fällt uns hierbei nun am meisten auf? Jeder wird sich sagen, daß ein Ideal uns hoch und erhaben im Leben entgegentritt, und daß die Handlungen, die wir begehen im Hinblick zu diesem Ideal, sich ihm gegenüber recht klein ausnehmen. Wir müssen empfinden, wie weit die Lebenshandlung auf dem physischen Plan absteht von dem, was uns als hohes Ideal vorschweben kann. Unser Denken und Empfinden sind umfassender als unsere Handlungen auf dem physischen Plan. Sie sind wie ein kleiner Kreis, das Ideal, zu dem wir aufblicken, ist wie ein großer Kreis. Das Umgekehrte ist bei den anderen Handlungen der Fall, die nur aus den Trieben hervorgehen. Da ist die Handlung groß, und das Fühlen und Denken, das wir dabei aufwenden, klein. So stellen sich diese zwei Dinge ganz verschieden ins Leben hinein.

Nun wirken alle Handlungen, die von der letztgenannten Art sind, abtötend auf die Lebenskräfte des ersten kindlichen Ich und sind eigentlich die Ursache des Absterbens des Menschen auf dem physischen Plan, während alle Handlungen, die im Hinblick auf ein Ideal begangen werden, auf unsere ursprünglich im kindlichen Ich befindlichen Lebenskräfte belebend wirken. So pendeln wir hin und her zwischen dem, was uns belebt, und dem, was abtötet. Wenn wir das verstehen, werden wir auch verstehen, daß wir als Menschen nötig haben, belebende Kräfte für unseren Organismus zu suchen. In alten Zeiten sind sie herabgeflossen aus den höheren Welten. Im alten Hellsehen wurden den Menschen die Ideale in die Seele gesenkt und damit die belebenden Kräfte angefacht, die der Mensch braucht. Heute erlebt der Mensch, daß die Ideale immer weniger von selbst in das Herz einziehen. Die Menschheitsentwicklung steht heute an dem Punkte, daß die Ideale,

die angefacht sind ohne menschliches Zutun, aussterben. Sie werden ganz und gar aussterben, die Menschheit wird leben müssen ohne Ideale, wenn die Menschen nicht aus ihrer freien Entschließungsfähigkeit heraus die belebenden Kräfte finden, um sie neu zu beleben. Der Materialismus kommt daher, daß die Menschheit in ihren Idealen ausdörft. Wie ein Feuerbrand geht die Weltentwicklung über die Ideale hin, und es gibt nur ein Mittel vor dem völligen Ausdörren der Menschen und dem Untergang im Materialismus, daß bewußt die Geisteswissenschaft aufgenommen wird, daß der Mensch dadurch weiß, daß er seinen Ursprung in den geistigen Welten hat und immer mehr bewußt zu ihnen hinstreben soll. Da können die Ideale wiederum aus diesen geistigen Welten fließen. Es wird immer mehr Menschen geben, die instinktiv hingetrieben werden zur Geisteswissenschaft. Sie werden einen selbstbewußten neuen Idealismus entfalten, und das wird ihnen neue Lebenskräfte zuführen. Andere Menschen wird es geben, die immer mehr davon abkommen werden, etwas von den geistigen Welten wissen zu wollen. Das Häuflein derer, die Theosophie suchen, wird immer größer werden, und andere wird es geben, die eine Antipathie dagegen haben werden, die sich bis zum Haß steigern wird, und diese werden immer mehr dazu beitragen, daß ein Verfall des in die Menschenseelen hineinwirkenden Idealismus eintritt.

Heute gibt es noch religiöse und sonstige Überlieferungen, die unbewußt in den Menschen leben und ihre Ideale erzeugen. Aber je mehr die Menschen dasjenige vergessen werden, was alte Religionen und Weltanschauungen geleistet haben, desto mehr werden auch die Ideale verschwinden und aussterben, und die Menschen werden den Trieben der äußeren Körperlichkeit verfallen. Und wenn die Menschen sagen wollten, daß die Ideale den Menschen nicht verloren gehen würden, auch wenn sie nicht zur Geisteswissenschaft kommen wollten, so ist das eine leere und unwahre Phrase.

So blicken wir hin auf die Tatsache, daß eine Anziehungskraft besteht zwischen den ersten Kindheitskräften und den belebenden idealistischen Kräften der Menschennatur. Diese stellen das Lebendigste am Menschen dar, und das hat den Drang, sich zu vereinigen mit dem, was im ersten Kindheitsalter da ist. Um das dritte Jahr herum hört das Belebende unseres Kindheitsalters auf, wir töten von da an diese belebenden Kräfte und können sie nur zu einem Aufflackern bringen durch den Idealismus, wenn er Gesinnung wird. Drei Jahre haben wir im Leben um uns herum dasjenige, was Träger und Behälter der eigentlichen Lebenskräfte ist. Wir würden andere Menschen sein, wenn wir die jungen, frischen Lebenskräfte auch später haben könnten, wenn wir sie dann mit unserer vollen Intellektualität durchdringen könnten. Wir haben die schöpferischen Lebenskräfte des Ich in den ersten Kindheitsjahren und verlieren sie später.

Erinnern Sie sich an den Gang der Menschheitsentwicklung: der physische Leib kommt in den ersten sieben Jahren zur Ausbildung, der Ätherleib bis zum 14., der Astralleib bis zum 21. Jahre, dann die Empfindungsseele bis zum 28., die Verstandesseele vom 28. bis zum 35. Jahre und die Bewußtseinsseele vom 35. Jahre ab.

Erst die Verstandesseele, die vom 28. Jahre kulminiert, durchzieht uns voll mit dem Ichbewußtsein; aber da haben wir das Ich schon lange durch unsere Körperkräfte abgetötet, sodaß die höchsten belebenden Kräfte des Ich und das Ichbewußtsein nicht zusammenfallen.

Ganz anders würde sich der Mensch entwickeln, wenn er vor dem 28. Lebensjahre seine Körperlichkeit gar nicht so entwickeln würde, daß er abtötend wirkt auf das Ich, sondern wenn sich diese beiden, das Ich und das Bewußtsein vom Ich, voll und ganz vereinigen und ungeschwächt auf einander wirken könnten zwischen dem 28. und dem 35. Jahre. Wir haben dadurch, daß wir unseren Trieben und Leidenschaften folgen und abtötend wirken auf unsere ursprünglichen Ichkräfte, diese unsere Ichkräfte zurückgeschoben, wohin sie garnicht gehören. Wir kommen hier von einem anderen Gesichtspunkt aus dazu, die Versuchungen von Luzifer und Ahriman zu verstehen. Wenn sie nicht da wären und der Mensch ihnen nicht verfiel, so würden die ursprünglichen, belebenden Kräfte bleiben und zu ihrer vollen Höhe kommen, wenn der Mensch auf der Höhe des Lebens steht, dann nämlich, wenn mit der Geburt der Verstandesseele, in der das Ichbewußtsein sich entfaltet, die Gemüts- und Verstandeskräfte voll zur Entwicklung gekommen sind. Damit würde zugleich die volle Produktivität der Kindheit eintreten. Wie anders würde der Mensch also im Leben dastehen, wenn nicht die Kräfte von Luzifer und Ahriman auf ihn gewirkt hätten. Dann würde er sein Gehirn nicht zu früh malträtieren, er würde gegen das 30. Jahr die Fähigkeit haben, dies Gehirn mit vollem Bewußtsein zu einem Instrument des Intellekts zu machen.

Dasjenige aber, was Luzifer und Ahriman bewirkt haben, muß wiederum, wenn die Erdentwicklung an ihrem Ende angelangt sein wird, gut gemacht worden sein, die ganze Versuchung muß korrigiert sein, das heißt, der Mensch muß solche Kräfte aufgenommen haben, daß er imstande sein kann, bewußt so an sich zu arbeiten von seinem Ich aus, wie jetzt unbewußt diese Ichkräfte in seiner Kindheit arbeiten. Das haben wir verloren durch diese Versuchung, und ein Ideal der Zukunft ist es, solch hohen Idealismus zu entwickeln, daß dadurch neue belebende Kräfte einströmen und daß diese Kräfte zurückwirken können auf unsere Körperlichkeit. Durch die folgenden Inkarnationen werden wir dann nach und nach eine immer idealere Gesinnung in unserer Seele tragen und uns dadurch immer mehr diese belebenden Kräfte zuführen. Am Ende der Erdentwicklung werden wir so viel Kräfte entwickelt haben, daß wir imstande sein werden, diese jungen Kindheitskräfte vollbewußt an uns arbeiten zu lassen.

Denken wir uns, dieses hohe Ideal hätte einmal an einem Menschen in voller Lebenskraft vor die Menschheit treten sollen! Da müßten wir uns fragen: Wie lange duldet denn der Mensch diese unbewußte Arbeit des kindlichen Ich? Drei Jahre lang duldet der Mensch sie, dann beginnt er sie abzutöten durch die Wirkung des luziferischen Einflusses. Wenn nun nicht am Ende der Erdentwicklung, wo die Menschen die Fähigkeit gewonnen haben werden, mit vollem Bewußtsein im späteren Alter so an sich zu arbeiten, sondern wenn irgendwo in der Mitte der Erd-

entwicklung dieses Ideal aufträte, so könnte es nur drei Jahre lang wirken. Gegen das 30. Jahr müßte es in den Menschenleib hineinversenkt werden und so darin wirken können, wie dasjenige wirkt, was unbewußt in uns in den drei ersten Kindheitsjahren wirkt. Wenn die Verstandesseele erwacht, müßte es als bewußte menschliche Seelenkraft gegen das 30. Jahr in einen Menschenleib hineingesenkt werden. Die weisen Weltenkräfte müßten einen menschlichen Leib ins Auge fassen, der so zubereitet wäre, daß er gegen das 30. Jahr fähig ist, aufzunehmen ein Ich, das die Kräfte in sich hat, hinauf bis zu den Hierarchien zu wirken und diese Kräfte in den Menschenleib hineinzutragen. Und es müßte dieses Ich vollbewußt hineingesenkt werden in diesen Menschenleib, und dieser könnte es drei Jahre lang beherbergen, nicht länger.

Dies hohe Ideal würde sich so ausnehmen: Es müßte auf der Erde ein Mensch da sein, bestehend aus physischem Leib, Ätherleib, Astralleib und Ich; dies Ich müßte seine Hüllen um das 30. Jahr verlassen und in diese Hüllen müßte ein solches Kindheits-Ich vollbewußt hineinversenkt werden. Die Kräfte desselben müßten hinaufreichen zu den Hierarchien. Dieses Ideal ist der Christus Jesus. Aus der menschlichen Natur heraus, wie im Menschen sich nach und nach entwickeln die Glieder seiner Wesenheit, begreifen wir den Christus so, daß wir sagen: In ihm wirkten die Gotteskräfte vollbewußt, die unbewußt im Menschen bis zu seinem dritten Jahre wirken. Dieses mit den vollen, lebendigen Kindheitskräften erfüllte Ich des Christus senkte sich in der Jordantaufe hinein in den Leib des Jesus von Nazareth, und es wirkte dies Christus-Ich drei Jahre lang in einem menschlichen Leibe. Wir sehen das Weltenkarma so arbeiten, daß dieses Ich drei Jahre lang in einem Menschenleibe beherbergt ist, und wir sehen, wie das Christus-Ich dann das Mysterium von Golgatha vollzieht. Die Menschen sollen wissen: Aus diesem Christus-Ich entspringen die Kräfte, die belebend auf die Ideal-schaffenden Kräfte des Menschen wirken. Wenn diese neu belebt werden durch den Hinblick auf dieses höchste aller Ideale, wenn die Kräfte des menschlichen Gemütes und Verstandes ganz und gar durchdrungen sein werden von diesem Ideal, dann wird das so sein, wie wenn der Christus selber diese Menschenseele ausfüllen würde und sich das Pauluswort bewahrheiten würde: Nicht ich, sondern der Christus in mir.

Wenn wir das begreifen, verstehen wir auch, daß die Verstandesseele zur Zeit der Ereignisse von Palästina in ihrer normalen Entwicklung war, weil gerade diese das Christus-Ich in sich aufnehmen sollte. Wir verstehen, daß wir die Menschennatur begreifen müssen, um den Christus zu begreifen. Wir finden auch ein neues Verständnis für manches Wort, das sich in der biblischen Urkunde findet. Dazu gehört der Ausspruch: So ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnet ihr nicht in die Reiche der Himmel, das heißt die geistigen Welten, kommen. Wir müssen mit unserem vollen Bewußtsein, wie wir es in der Sonnenhöhe des Lebens haben, untertauchen in die Kräfte, die im ersten Kindheitsleben wirken. Unsere Verstandesseele mit dem Ich, wie es sich zwischen dem 28. bis 35. Jahre entwickelt, muß diese Kräfte aufnehmen. Es muß also geistig vollbewußt auf einem höheren

Plan geschehen, was in den ersten Kindheitsjahren äußerlich unbewußt geschieht.

Die Menschen unterscheiden sich von den höchsten Tieren dadurch, daß diese ihre Gleichgewichtslage von vornherein haben. Das Tier wächst als Kletter-, Spring- oder Lauftier von vornherein hinein in die Gleichgewichtslage seiner Organe, die es während seines Lebens haben soll. Der Mensch aber muß sich sein Gleichgewicht in der aufrechten Haltung erst erringen. Das ist auch eine Arbeit des Ich, die das Tier nicht verrichtet. Das Ich arbeitet unsere Gleichgewichtslage aus, das Tier findet seinen Weg durch ihm eingepflanzte Instinkte. Beim Menschen kristallisiert das Ich erst die Gleichgewichtslage aus und weist dem Menschen den Weg im Leben. Das Ich gibt dem Menschen auch seine Begriffe, seine Gedanken, seine Erkenntnisse. Beim Tier haben wir nur Instinkte. Durch seine Erkenntnisse erringt der Mensch sich Weisheit, Wahrheit. So können wir sagen: durch die Arbeit des Ich nimmt der Mensch in der Kindheit die belebenden Kräfte des Universums auf, es gibt ihm sein Leben. Durch das Ich richtet der Mensch sich auf, er findet seinen Weg. Durch das Ich erringt der Mensch sich Erkenntnisse, die ihn zur Wahrheit führen. An der Heranbildung des Menschenleibes arbeitet es so in der frühen Kindheit, dem Menschen unbewußt. Dasselbe, auf eine höhere Stufe emporgehoben, auf geistige Art gesucht, kommt an den Menschen heran, wenn er sich mit dem Christus durchdringt. Wenn in der Seele der Christus *lebendig* geworden ist, wenn sie dadurch die Richtung ihres Zieles, ihres *Weges* gefunden hat, wenn sie die *Wahrheit* der höheren Welten erkennt, dann spricht dieses im Menschen befindliche Ich: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. – Und der Mensch fühlt: so spricht nicht sein persönliches Erden-Ich, sondern so spricht der Christus im Menschen.

Dieser Christus im Menschen ist das kindliche Ich, das für das Geistige dasselbe ist, wie für die drei ersten Jahre das Kindheits-Ich. Und das Wort: So ihr nicht werdet wie die Kindlein –, enthält die tiefe Mahnung: Werdet wie die Kindlein, werdet stark, richtet euch auf, lernt euren Weg finden durch den Christus in euch, werdet Sucher der Wahrheit, dann werdet ihr auch die belebenden Kräfte vollbewußt in euch finden, die ihr in der Kindheit unbewußt habt einstrahlen lassen in euren Organismus. Dieses kindliche Ich denken wir uns vergeistigt und erhöht; das muß wirken durch alle folgenden Inkarnationen in uns, mit ihm müssen wir leben, wie wir jetzt leben mit unserem Erden-Ich. Und das ist das Christus-Ich, mit dem wir dann leben werden. Damit wir das aber können, mußte einmal das geschehen, was in Palästina geschehen ist. Durch dieses Hineinstellen des höchsten menschlichen Ideals auf den realen Boden des Lebens ist dem Menschen der Weg für alle folgende Menschheitsentwicklung vorgezeichnet. Daß das Mysterium von Golgatha im Mittelpunkt allen Lebens steht und uns allein die Richtung für unsere folgenden Inkarnationen geben kann, das ist die Wahrheit, die zum innersten menschlichen Erleben werden muß.

Was geschieht denn in jedem Menschen gegenüber den ersten Kindheits-Ich-Kräften? Es werden diese Kräfte des ersten dreijährigen Kindheitsalters abgetötet

durch die egoistischen Triebe und Leidenschaften des Menschen. Wenn der Mensch beim Aufgang der Erdentwicklung nicht einen genügenden Fonds von Weisheit und Lebenskraft mitbekommen hätte, so hätte er sich gar nicht entwickeln können. Die Menschen sind durch Luzifer und Ahriman dazu gekommen, die ursprünglichen Lebenskräfte nach und nach abzutöten. Diese Kräfte konnten nur dadurch neu angefacht werden, daß die einzige Individualität, die nicht in den gewöhnlichen Gang der Menschheitsentwicklung eingetreten und nicht dem Hereinwirken von Luzifer und Ahriman verfallen war, die sich nur einmal in einen Menschenleib verkörpert hat, – daß diese Individualität für alle folgenden Zeiten als das große Ideal vor den Menschenseelen stehen kann. Der Christus hatte beschlossen, herabzusteigen auf die Erde, mit der Aussicht, drei Jahre in einem Menschenleib zu verweilen und dann das Opfer auf Golgatha zu vollziehen.

Und jetzt fragen wir uns: Wer hat den Christus auf Golgatha getötet? – Diese Frage darf in einem gewissen Entwicklungsstadium für Theosophen gestellt werden. Und die Antwort muß lauten: Die Menschen alle haben ihn getötet! So wie wir fortwährend unser kindliches Ich töten durch das, was Luzifer und Ahriman in uns bewirken, so haben wir den Christus Jesus auf Golgatha getötet durch die Art und Weise, wie wir seit dem Beginn unserer Inkarnationen bis hinauf zum Mysterium von Golgatha den Keim und den Quell der Lebenskräfte langsam abgetötet haben. Dies ist das tiefste christliche Bewußtsein, zu wissen, daß der Mensch schuldig ist an dem Mysterium von Golgatha, und zu wissen, daß dies Schuldigwerden eintreten mußte wegen der Beschaffenheit der Menschennatur.

Welche Heilkraft gibt es gegen eine solche Verschuldung, die jeder Mensch trägt? Die Dinge, die in der Welt geschehen, wirken nach in der Menschennatur, und gegen diese Wirkungen kann der Mensch sich nicht auflehnen. Den Christus haben die Menschen wegen der Entwicklung, die sie genommen haben vor seinem Herabkommen auf die Erde, getötet. Getötet haben wir alle den Christus. Wir alle haben diese Verschuldung auf uns geladen, und es gibt nur ein Heilmittel für die Menschen, das ist die Erkenntnis dieser Schuld. Und diese Erkenntnis wird den Christus aufnehmen in die Menschenherzen und Menschenseelen, und diese den Christus erkennenden Menschenseelen sind diejenigen, die gerettet sind. Mit ihnen wird der Christus hinübergehen auf den Jupiter, wenn die Erde am Ziel ihrer Entwicklung angekommen sein wird. Daher wird in der zukünftigen Menschheit das Bewußtsein von der Urschuld des Menschen und der Aufnahme des Christus herrschen. Die Menschen, die dies nicht wollen, können dagegen nicht teilnehmen an den Heilkräften der Menschheit, da der Christus nicht von ihnen aufgenommen ist. Das werden Menschen sein, die sich ausnehmen werden wie ein Abfallendes von der Entwicklung, denn sie arbeiten nicht mit an ihr. Wir sehen, was es heißen wird in der Zukunft, ein Christ zu sein, denn nur der ist ein Christ, der solcher-gestalt den Christus in sich trägt. Nicht allein Evangelien lesen macht den Christen, auch nicht das abstrakte Wissen von den Dingen, sondern eines allein macht den Christen, und das ist das Gefühl: Als Mensch hast du den Christus getötet, du

mußt den Christus in dir wiederum aufleben lassen; du mußt dem Christus eine Stätte bereiten in deinem Herzen.

Und dies Bewußtsein können wir als Theosophen ohne alle Urkunden haben, denn ein Christ kann man werden dadurch, daß man die Menschennatur kennen lernt. Denken wir, daß alle Evangelien verloren gingen, alle Dokumente über das Ereignis von Palästina gäbe es nicht mehr, daß keine Zeitrechnung da wäre, die mit diesem Ereignis beginnt, – dann gäbe es doch ein untrügliches Mittel, zu erkennen: der Christus ist da gewesen. Diese Erkenntnis könnte man dadurch haben, daß der Mensch geistige Wahrheiten durch seine Gedanken erfassen kann. In diesem Erfassenkönnen geistiger Wahrheiten zeigt sich, daß in der Verstandesseele entfaltet ist etwas von den ursprünglichen Lebenskräften; darum wirken solche Gedanken auch so kraftvoll und lebenspendend. In der materialistischen Wissenschaft sind die Gedanken heute ganz und gar unschöpferisch, da ist der Geist völlig erstorben in den Gedanken der Menschen. Das Christusereignis fällt in den Anfang der Zeit, in welcher der Geist aus der Menschheitsentwicklung herausfiel. Und gerade so, wie man bei einem chemischen Experiment das Resultat berechnen kann, so kann man aus der Trockenheit und Abstraktheit der heutigen Gedanken hellseherisch das Jahr berechnen, in dem der Christus durch die Jordantaufer in einen Menschenleib eingezogen ist.

Wenn wir hören, daß wir durch die Geisteswissenschaft dazu kommen können, den Christus in uns zu erleben, so könnte uns wohl ein Gefühl von Bestürzung vor dieser Größe überkommen. Wir können es nur dadurch überwinden, daß wir die rechte Demut entfalten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren noch nicht alle Menschen so unspirituell. Da gab es noch einzelne Persönlichkeiten, die eine Ahnung hatten von dem Zusammenhange mit den geistigen Welten. *Immanuel Hermann Fichte*, der Sohn von Johann Gottlieb Fichte, ist eine solche Persönlichkeit, in der die Gedanken seines Vaters nachwirkten. Seine Schriften sind einzig in ihrer Art, und an einer Stelle findet sich auch eine Ahnung von dieser menschlichen Urschuld. Nicht so weit weiß er zu gehen, daß er erklärt: alle Menschen haben den Christus getötet. Aber wie eine Ahnung von dieser menschlichen Urschuld weht durch seine Schriften. Und er spricht es aus – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts –, daß die Menschen in Bezug auf die geistigen Dinge in Finsternis leben. Er ergeht sich über die Wertlosigkeit des niederen Hellschens verschiedener Propheten und Somnambulen seiner Zeit und sagt, es müsse die Zeit kommen, wo in einer ganz anderen Art die Menschheit aufmerksam gemacht werden müsse auf die tiefen Geheimnisse der geistigen Welten. Ist das nicht wie eine Ahnung im Hinblick auf die Theosophie? Und wir könnten uns als Theosophen fragen: Können wir wirklich diese Ahnung erfüllen? Demütig können wir nur hoffen, daß wir es können.

Und noch eine Wahrheit müssen wir uns tief ins Herz schreiben. *Einmal* mußte der Christus in der Welt sein, damit die Menschheit den Antrieb hätte, aufzusteigen zur geistigen Welt, und wie eine heilige Wahrheit muß es uns durchrieseln,

daß der Christus nur einmal auf unserer Erde da sein konnte. Wenn behauptet würde, daß er noch einmal ein Leben in einem fleischlichen Leibe auf der Erde durchmachen würde, so wäre das mit der Behauptung zu vergleichen: damit du gut auf einer Waage wiegen kannst, mußt du sie an zwei Punkten aufhängen! Ein jeder weiß: der Waagebalken muß an einem Punkte aufgehängt werden. Hängt man die Waage an zwei Punkten auf, kann man nicht wiegen. So mußte auch das Menschengeschlecht den einmaligen Christusimpuls bekommen, und wer da behauptet, daß er noch einmal käme, der versteht von diesen Dingen so wenig wie derjenige, der sagt, die Waage müsse an zwei Punkten aufgehängt werden, vom Wiegen versteht. Der Christus brauchte den Menschen nur einmal das, was er ihnen gegeben hat, zu geben. Dagegen werden sich die Menschen immer mehr zu der Erkenntnis dieses Christus-Impulses heraufarbeiten müssen, und immer mehr wird ihnen durch diese Erkenntnis die Wahrheit aufgehen: Der Christus ist seit dem Mysterium von Golgatha mit der Erde vereint, es ist von da an die Möglichkeit gegeben, daß die Menschen den Christus finden können. Sie müssen ihn erst in ihrem Herzen aufnehmen, sie müssen sich dann immer mehr mit dem Christus durchdringen. Es wird für diese Menschen sich dann das Ereignis von Damaskus wiederholen, und so werden sie einem neuen Erleben des Christus entgegenwachsen. Aber auf geistige Weise werden sie den Christus erkennen, nicht wird er ihnen in einem fleischlichen Leibe gegenüberreten. Das wird die Wiederkunft des Christus sein, die nicht zu verwechseln ist mit dem einmaligen Verweilen in einem menschlichen fleischlichen Leibe. Und die Theosophie ist es, die den Menschen die Fähigkeit geben wird, in einer solchen Weise den Christus zu erleben.

So sehen wir, wie sich durch die Theosophie ein Ausspruch des Christus bewahrheiten kann, gegen den diejenigen sündigen, welche die theosophischen Verkündigungen als unchristlich hinstellen und sagen, sie widerstreiten den Überlieferungen der Evangelien. Der Christus hat gesagt: Ich bin bei euch bis an das Ende des Weltentages. – Das heißt nichts anderes als: Er läßt uns fortwährend seine Offenbarungen, seine neuen Evangelien zukommen und er macht wahr das Wort: Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen. – Das sagte er damals zu seinen Jüngern, die noch nicht fähig waren, die vollen Wahrheiten der Evangelien aufzunehmen. Die Menschheit wird sich aber immer reifer machen für das, was der Christus den Menschen zu sagen hat, und die fortwährende Offenbarung neuer Evangelien wird einströmen in die Menschheit. Geisteswissenschaft aber muß einströmen, damit die Menschheit Verständnis habe für diese unaufhörlichen Verkündigungen des Christus. Geisteswissenschaft ist da, um gerade das den Menschen zu geben, was sie damals nach des Christus Ausspruch noch nicht tragen konnten und was einer zukünftigen Menschheit nicht vorenthalten werden sollte. Er wird es der Menschheit sagen – und wohl ihr, wenn sie es entgegennimmt!

Ossian und die Fingalshöhle

Zu der Ansprache Berlin, 3. März 1911 (in GA 127)

Die Sagen und Volksdichtungen der nord- und mitteleuropäischen Völker haben im allgemeinen einen tragischen Grundton. Lebt doch in ihnen die Ahnung vom Dahinschwinden einer Welt, der sich der Mensch einst zugehörig fühlen durfte, die sich ihm aber mit dem Abdämmern des alten Hellsehens immer mehr verschloß. Gewiß stellt das, was von diesen alten Mythen und Liedern in unsere Gegenwart hinübergerettet werden konnte, nur noch einen Schatten ihrer einstigen elementaren Größe und Schönheit dar. Und doch ist etwas von ihrem spirituellen Gehalt bewahrt geblieben, und dieser ist es, der trotz mancher Entstellungen, Auslassungen oder Zusätze von einer Reihe geistiger Repräsentanten des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts empfunden wurde. Welche Geheimnisse des menschlichen Daseins und seines Zusammenhanges mit höheren Welten und Wesenheiten in ihnen beschlossen sind, hat indessen erst die Geistesforschung Rudolf Steiners enthüllt. Genannt seien seine Mitteilungen über die geistigen Hintergründe der Nibelungen-sage, teilweise im Zusammenhang mit Richard Wagners Ring-Dichtung¹, über die finnische Kalewala und das Traumlied von Olaf Ästeson², über das Keltentum und seine bedeutsame Rolle in der europäischen Frühgeschichte³.

Hierzu gehören nun auch seine Ausführungen über die Lieder Ossians. Ihre Geschichte reicht in Zeiten zurück, in denen Schottland und Irland, gälisch Alba und Eirinn, von einem in zahlreiche Clans gegliederten Volk bewohnt wurden. Seine Sprache, das Gälische, ist ein Zweig des keltischen Sprachstammes, dessen letzte Reste sich in Irland, im schottischen Hochland, auf der Insel Man und auf den nördlichen Inseln westlich von Schottland erhalten haben. Die älteste Erwähnung der Gesänge Ossians findet sich in dem «Buch von Leinster», einer Handschrift des 12. Jahrhunderts. Eine Anzahl dieser Gesänge wurde zusammen mit anderen altgälischen Dichtungen im 16. Jahrhundert durch James Macgregor, Dekan von Lismore, in phonetischer Orthographie aufgezeichnet. In der gängigen Literatur werden die gälischen Eigennamen und Ortsbezeichnungen meist ebenfalls phonetisch wiedergegeben, weil die gälische Rechtschreibung dem Leser Schwierigkeiten bereiten würde. Zum Beispiel schreibt sich der Name des Bardens Ossian im Gälischen Oisian (irisch Oissin), der Name Malwina Malmhina, Ryno Raoinne.

Die Clans waren selbständige Stämme unter der Herrschaft von Häuptlingen oder Fürsten. Als gemeinsamem Oberhaupt unterstanden sie dem König, der sie zum Kriege zusammenrief und in der Schlacht anführte, sich aber im übrigen nicht in die Stammesangelegenheiten einmischte. Der Fingal der Lieder Ossians, König von Morven (Morbheinn), hat ein geschichtliches Urbild in dem irischen Fürsten Find Mac Cummail oder Fion Mac Chumhail (Sohn des Chumhail), gestorben 273 n. Chr. In der altirischen Überlieferung wurde er zu einer mythischen Gestalt nach Art König Arthurs. Die Bardenslieder, die sein Heldentum verherrlichen, gelangten schon früh von Irland aus zu den Küsten und Inseln Schottlands. Auf ein historisches Vorbild geht auch die Gestalt des Gegners Fingals, Suaron, zurück, nämlich auf den um 240 gestorbenen König von Westgotland (Westergötland) Swaron.

Die von elegischer Stimmung getragenen Gesänge Ossians schildern die Heldentaten, Siege und Niederlagen seines Vaters Fingal und dessen Gefährten sowie andere Begebenheiten der gälischen Sage. Der erblindete Ossian, begleitet von Malwina, der Witwe seines ermordeten Sohnes Oscar, trägt seine Lieder zur Harfe vor. Von seiner Blindheit auf dem physischen Plan sagt Rudolf Steiner – ähnlich wie von der Blindheit Homers –: mit ihr soll angedeutet werden, daß der Sänger Übersinnliches schaut. Bildhaft kommt immer wieder ein intimes Mitleben mit der Natur zum Ausdruck. So wird – nach der Übersetzung von Ahlwardt aus dem gälischen Originaltext⁴ – von Chuchullin, dem Beherrscher der «Nebelinsel» Sky, einer der Hebriden, gesagt:

Einem schäumenden Strom zur Seit' ist
Im Felsen der Klüft' ihm ein Sitz;
Drüber krümmt ein einzelner Baum sich.

Im Vierten Gesang des Fingal-Liedes wird der Beginn des Kampfes mit Suaron durch einen Vergleich mit Naturvorgängen untermalt:

Am Hang der Berge tost das Heer
Wie Donner in stürmischer Nacht,
Wann auf Cona zerreißt ein Gewölk,
Und der Schemen tausend heulen
Im Wirbelwind der Carn.

Cona ist eine der Shetlandinseln. Carn heißen die Grabmäler gefallener Helden. – Ein anderes Bild:

Wie schnell im Sturm ein Graungewölk,
Den Saum umflammet von Blitzen,
Am Frühstrahl nach Westen entflieht:
So schritt Fingal hin zu dem Berghang.

Was Rudolf Steiner von den alten Völkern Europas im allgemeinen sagt, gilt ganz besonders für eine Bevölkerung wie die gälische, in der noch die Erinnerungen an die alte Atlantis in solcher Stärke lebendig waren: Das Reich des Geistes war für sie eine Wirklichkeit, und wer den Tod auf dem Schlachtfeld gefunden hatte, wurde zu diesem Reich ohne lange Prüfungszeit zugelassen.⁵ Erzählungen von wilden Kämpfen, umrahmt durch pittoreske Landschaftsbilder, wechseln mit der Schilderung der Schicksale Liebender, der Ausmalung von Träumen und übersinnlichen Erscheinungen. Ähnlich wie in der Edda findet der feinsinnige Kunsthistoriker *Herman Grimm* bei Ossian eine «musikalische Art, die Sprache zu gebrauchen», wobei er mit «musikalisch» nicht das Klingen einzelner Worte, sondern das «Ineinandertönen der Gedanken» bezeichnet.⁶ Wiederholt läßt der von Alter und Mißgeschick gebeugte blinde Barde seine Lieder mit dem Wunsche ausklingen, er möge bald mit den Geistern der vor ihm Verstorbenen vereinigt sein. Es ist die Grundstimmung der Trauer, die Sehnsucht nach dem verlorenen Glanz der Vorzeit, was diese Gesänge durchzieht.

Wenn nichts anderes, so sollte schon dies gegen die Behauptung sprechen, es handle sich bei den Ossianschen Liedern um eine «Fälschung». Der schottische

Gelehrte *James Macpherson* (1738–1796) hatte auf seinen Reisen durch das Schottische Hochland alte gälische Texte gesammelt. Auf Anregung des mit ihm befreundeten Dramatikers John Home gab er 1760 eine erste Sammlung unter dem Titel «Fragments of ancient poetry collected in the Highlands» in englischer Prosa heraus. Es folgten 1762 und 1763 die Epen «Fingal» und «Temora», 1765 eine Gesamtausgabe mit dem Titel «The works of Ossian».

Gewiß rühren diese Dichtungen, so wie Macpherson sie vorgefunden und übertragen hat, nicht von dem Ossian des 3. Jahrhunderts her. Nach ihrer sprachlichen Fassung stammen sie vielmehr aus dem 11. Jahrhundert, einer Zeit, in der Schottland, unter einem Herrscherhaus vereinigt, eine Art Renaissance altgälischen Glanzes erlebte. Der Stoff geht aber tatsächlich auf die gälische Vorzeit zurück. Es liegt ein ähnlicher Sachverhalt vor wie beim Nibelungenlied, das ja ebenfalls aus verschiedenen, gesondert entwickelten alten Sagenkreisen hervorgegangen ist und seine endgültige Gestalt erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts erhielt. Während aber das Nibelungenlied die Helden der Vorzeit mit dem ritterlichen Kostüm des 12. und 13. Jahrhunderts umkleidet, ist in den Ossian zugeschriebenen Texten das Kolorit seiner Zeit erhalten geblieben.⁷ Der Ackerbau ist noch nicht bekannt, es gibt nur Jagd und Viehzucht; der König hält in offener Halle Hof, das Mahl wird auf freier Heide abgehalten; Edle und Fürstentöchter wohnen in Grotten, Familienbindungen und Sitten entsprechen einer frühgeschichtlichen Lebensweise. Von den Normanneneinfällen des 4.–6. Jahrhunderts ist keine Rede. Dagegen steht im Mittelpunkt des «Fingal» der – übrigens erst lange nach Macpherson geschichtlich nachgewiesene – Einfall des Normannenkönigs Suaron in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Jedenfalls bestätigen neuere Forschungen, die zu Macphersons Zeit noch nicht vorlagen, bis in Einzelheiten hinein die in den Ossianschen Gesängen geschilderten Zustände. Auch war ihr gälischer Originaltext nicht das Gälisch des 18., sondern das des 11. Jahrhunderts. Wie Ahlwardt an einer Reihe von Beispielen nachweist⁴, sind Macpherson bei der Übertragung aus dem Gälischen ins Englische Fehler unterlaufen, aus denen ganz klar hervorgeht, daß die Version, er habe das Ganze erfunden und erst nachträglich ins Gälische übersetzt, unhaltbar ist.

Außer dem schon erwähnten Buch von Leinster und den Aufzeichnungen Macgregors liegen dokumentarische Belege vor, wonach die Lieder Ossians lange vor Macpherson im Volksmund lebten. Mehrere Zeugen haben eidlich ausgesagt, daß ihnen diese oder jene Gesänge von Jugend an bekannt waren. Einige bekundeten auch vor der Highland Society, Macpherson bestimmte Stücke diktiert zu haben. Besonders unter den Bewohnern der Hebriden gab es Leute, die sich an Passagen aus dem «Fingal», aus «Temora» oder aus «Carthon» erinnerten. Es sei in diesem Zusammenhang erwähnt, daß sich das Carthon-Lied inhaltlich mit einem alten indogermanischen Sagenstoff, nämlich der persischen Rustam-Mythe*

* Unter den Paladinen der persischen Urkönige zur Zeit des großen Krieges zwischen Iran und Turan ragt die Gestalt des Rustam hervor. Der persische Dichter Firdusi hat die Rustam-Sage in seinem «Königsbuch» überliefert, in dem die Geschehnisse des persischen Reiches von seinen Uraufängen an bis zu seinem Untergang durch die Araber (651 n. Chr.) geschildert sind. Teile davon übersetzte Adolf Friedrich Graf von Schack in seinen «Heldensagen des Firdusi», Stuttgart 1865. Eine Nachdichtung schuf Friedrich Rückert unter dem Titel «Rustam und Suhrab» 1838.

deckt, die Macpherson sicherlich nicht bekannt war. Dies ist insofern von Belang, als Rudolf Steiner auf Analogien in der Zarathustra-Legende und in der Sage von dem keltischen Eingeweihten Habich hingewiesen hat.⁸ Es zeigt sich auch an solchen Beispielen, daß echte Mythen und Sagen der verschiedenen Völker auf eine gemeinsame Urweisheit der Menschheit zurückgehen.

Die Behauptung, Macpherson habe die Ossian-Lieder erfunden, tauchte bald nach ihrem Erscheinen in der englischen Öffentlichkeit auf, und zwar in der offenkundigen Absicht, das schottische Nationalbewußtsein zu dämpfen. Das Angriffssignal gab der Moralist Samuel Johnson, der sich mit seiner Zeitschrift «The Rambler», später «The Idler», zum obersten Geschmacksrichter der englischen Literatur aufgeworfen hatte. Einen Verbündeten fand er in seinem Geistesverwandten David Hume. In neuerer Zeit will der Berliner Keltist Ludwig Chr. Stern den Beweis einer «Fälschung» erbracht haben. Wohl mag Macpherson einzelne Lücken seiner Texte nach eigenem Ermessen ausgefüllt, anderes weiter ausgesponnen oder mit Elementen der antiken Überlieferung kombiniert haben. In seiner Ansprache vom 3. März 1911 spricht Rudolf Steiner ja ebenfalls von einer «etwas freien Dichtung», in der die alten Gesänge wiedergegeben seien. Insgesamt gesehen sind jedoch die Charaktere, Geschehnisse und Stileigentümlichkeiten fraglos echt. Man wird ja beispielsweise auch nicht auf den Einfall kommen, dem Norweger Landstad vorzuwerfen, er habe eine «Fälschung» begangen, weil er die Legende von Olaf Åsteson, die er vor der Vergessenheit bewahrte, nicht in ihrer ganzen Ursprünglichkeit wiederherstellen konnte. Auch dieser alten Dichtung maß Rudolf Steiner große Bedeutung bei, weil sie, ungeachtet mancher Entstellungen, tiefe Geheimnisse des Makrokosmos widerspiegelt. Er spricht in diesem Zusammenhang von einer modernen Greuelforschung, die keine Empfindung für die Weisheit alter Religions- und Wissensüberlieferungen aufbringt.⁹

An diese Feststellung erinnerten die Kommentare zu einer an sich sehr verdienstvollen Ausstellung, die in der Hamburger Kunsthalle im Sommer 1974 unter der Bezeichnung «Ossian und die Kunst um 1800» veranstaltet wurde. Schon in dem Ausstellungskatalog wurden die Ossian-Gesänge einfach als «literarische Betrügerei» hingestellt.¹⁰ In den Presseberichten wurde dies unbesehen übernommen, mit Vorliebe auch in den Überschriften.

Die Ausstellung selbst vermittelte einen großartigen Überblick über die Auswirkung der Ossianschen Dichtungen auf die Malerei des ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Unter den vielfältigen Darstellungen von «Ossians Traum» nahm das berühmte Gemälde von *Jean Auguste Dominique Ingres* den ersten Platz ein. Bis in das hohe Alter hinein hat sich Ingres immer wieder mit diesem Thema befaßt. Für Napoleons Schloß Malmaison schufen *François Gérard* und *Anne-Louis Girodet* ihre Ossian-Darstellungen. Napoleon war ein begeisterter Verehrer Ossians, den er über Homer stellte. Neben Goethes «Werther» führte er die Ossian-Gesänge auf seinen Reisen und Feldzügen mit sich.

Zu den eindrucklichsten Gegenständen der Hamburger Ausstellung gehörten die Werke des Dänen *Nicolai Abraham Abildgaard*, darunter das Ölgemälde «Culmins Geist erscheint seiner Mutter», eine packende Szene aus dem fünften Gesang von «Temora». Von dramatischer Bewegtheit ist auch eine Darstellung des

«Kampfes Fingals mit dem Geist von Loda», ein Werk von *Asmus Jacob Carstens*, der ebenso wie ursprünglich *Philipp Otto Runge* ein Schüler *Abildgaards* war.

Runges großangelegter Ossian-Zyklus war eigentlich als Illustration zu der Ossian-Ausgabe des Grafen Leopold von Stolberg gedacht, doch stießen seine Entwürfe bei diesem auf Unverständnis. Impulsiert von der Mystik *Jacob Böhmes*¹¹, wollte Runge in seinen Bildern kosmisch-menschliche Zusammenhänge zur Anschauung bringen, wie er sie von den Ossianschen Liedern ablas. Mit Adlerflügeln am Helm, die Sonne als Schild, den Morgenstern an der Spitze des Speeres, läßt er seinen Fingal die Erde betreten. Auf hochragendem Felsengipfel, im Arm die aus dem Schwert seines Vaters Fingal, Bogen und Horn zusammengesetzte Harfe, scheint Runges Ossian zugleich Himmel und Erde anzugehören. Den Blick zur untergehenden Sonne gerichtet, den Mond als Schild, läßt die Gestalt des Sohnes Ossians, Oscar, die Tragik seines frühen Endes ahnen. Die Verbundenheit von Mensch und Natur ist auch auf den übrigen Blättern mit Hilfe einer sorgfältigen geometrischen Komposition herausgearbeitet.

Die Macht der Naturgewalten, die ein so zentrales Element der Ossianschen Gesänge bildet, läßt sich an den felsigen Gestaden und Klippen der Hebriden nach erleben. Ihrer geologischen Beschaffenheit nach sind die Hebriden die Reste versunkener Teile des Schottischen Hochlandes, bestehend aus archaischen Felsarten. Granitene Massen, die sich von Norden der Inneren Hebriden bis zu der südlich gelegenen Insel Mull hinziehen, bildeten einst die Kerne gewaltiger Vulkane.¹²

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß die an der Südwestseite der Hebrideninsel Staffa gelegene Fingalshöhle fast zu gleicher Zeit mit der Auffindung der Ossian-Lieder wiederentdeckt wurde. Der Forschungsreisende *Sir Joseph Banks*, nach dem eine Anzahl überseeischer Inseln, Berge und Pflanzen benannt ist, drang 1772 als Erster in die Grotte ein. Zu ihren Besuchern gehörte später auch *Carl Gustav Carus*, der die empfungenen Eindrücke in seinem Reisewerk «England und Schottland 1844» schildert. Die Fingalshöhle ist eine der gewaltigsten und schönsten Naturmerkwürdigkeiten Europas. Schon ihre Maße sind außergewöhnlich: die Länge beträgt 117 m, die Breite bis zu 16 m. Die Wände bestehen aus Reihen von meist sechskantigen 17 m hohen Basaltsäulen. Der Boden ist vom Meer bedeckt, das am Eingang 5 m tief ist. Die Stimmung im Inneren der Grotte gemahnt an die Sage, wonach sie von den Riesen als Palast für König Fingal erbaut wurde. Das lichte Grün der Flut, das zarte Rot der Seegewächse und das Dunkel des Gesteins vereinen sich zu einem einzigartigen Farbenspiel. Die von oben herabfallenden Wassertropfen und die eindringenden Wogen bringen bei Meeresstille ein melodisch klingendes Geräusch hervor. Dagegen entsteht bei Sturm und hoher See ein weithin hallendes Donnergetöse. Dies ist ganz besonders bei den gefürchteten Äquinoktialstürmen der Fall.

Das Überwältigende der Elemente wurde *Johann Gottfried Herder* zu einem Erlebnis, dem er seine eigene starke Beziehung zu der Dichtung Ossians zuschrieb. Im Dezember 1769 geriet das Schiff, mit dem Herder von Antwerpen abgereist war, im schweren Sturm auf eine Sandbank, wo es die ganze Nacht festsaß, in beständiger Gefahr zu sinken. Erst am Morgen gelang es, die Schiffbrüchigen zu bergen; vom Ufer aus sahen sie das Schiff untergehen. In seinem in Briefform ab-

gefaßten Aufsatz «Über Ossian und die Lieder alter Völker» bezieht sich Herder zunächst auf eine vorhergegangene große Seereise, die ihn an den Küsten vorbeiführte, «da Fingals Thaten geschehen und Ossians Lieder Wehmuth sangen, unter eben dem Weben der Luft, in der Welt der Stille – glauben Sie, da lassen sich Skalden und Barden anders lesen als neben dem Katheder des Professors.» Sodann gedenkt er des Schiffbruchs vor der holländischen Küste: «Und das Gefühl der Nacht ist noch in mir, da ich auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, mit Meer bespült und mit Mitternachtswind umschauert, Fingal las und Morgen hoffte...»¹³

Den Zugang zu Ossian – wie auch zu Shakespeare – verdankte Herder seinem Mentor und Freund *Johann Georg Hamann*, dem «Magus des Nordens». In seinem 1795 in den «Horen» erschienenen Aufsatz «Homer und Ossian» erinnert Herder an das «süße Staunen», das die Erscheinung Ossians in den Jahren 1761 bis 1765 ausgelöst habe.¹⁴ Er wendet sich hier gegen den Versuch, eine Parallele zwischen Homer und Ossian zu ziehen. Aus dem gleichmäßigen Hexameter Homers und seiner ruhigen Weisheit sei der Stil Griechenlands entsprungen, der von der heiteren Denkart dieses Volkes zeugt. Im Gegensatz zu Homers Gestalten, die «wie unter freiem Himmel im hellen Licht hervortreten», ständen Ossians Nebelgestalten. «Es ist eine Geisterwelt in Ossian..., während in Homer eine leibhaftige Körperwelt sich bewegt.» Homer «blühet mit einem jungen Volke auf», Ossian ist dagegen die «letzte Stimme der Heldenzeit für eine schwächere Nachwelt». Schon in zwei 1769 und 1771 in Nicolais Deutscher Bibliothek erschienenen Aufsätzen hatte Herder die Übertragung der Ossianischen Dichtungen in Hexametern verurteilt, weil diese durch das klassische Versmaß den Charakter des Bardentons verlören. Anlaß dazu hatte eine dreibändige Ossian-Übersetzung des Jesuiten Michael Denis, Wien 1768/69, gegeben.

Die von Herder zuerst 1778/79 veröffentlichten Ossian-Übertragungen, die später in die «Stimmen der Völker» aufgenommen wurden, sind im Klopstockschen freien Silbenmaß gehalten und gehen auf Prosaübersetzungen Goethes zurück. Aus dem siebenten Gesang des Epos «*Temora*» bringt Herder die Stücke «*Fillans Erscheinung und Fingals Schwertklang*» und «*Erinnerung des Gesanges der Vorzeit*», ferner «*Darthulas Grabgesang*». In dem Fragment «*Das Land der Seelen*»¹⁶, 1797 in der sechsten Sammlung der «*Zerstreuten Blätter*» erschienen, führt Herder zwei Passagen aus der Dichtung «*Barthona*» an: Ossians Sterbelied und die Elegie auf den Tod Malwinas. In dem Lied, in dem sich Ossian zu seinen Vätern hinübersingt, heißt es:

Ossian bleibt nicht mehr lange allein.
 Er sieht die Wolke schon, zu empfangen seinen Geist;
 Er sieht den Nebel, der sein Kleid wird sein,
 Wenn er auf Hügeln erscheint.

Das Lied auf Malwina soll Ossian nach einer Überlieferung, auf die Macpherson hinweist, kurz vor seinem eigenen Tod gesungen haben. Der Sänger vergleicht die «*Schritte ihres Scheidens*» mit dem Sinken des Mondes «*auf blauen zitternden Wogen*» und fährt fort:

Doch du gehst auf wie der Strahl des Ost's,
Inmitten der Geister deiner Freunde auf,
Dort, wo sie sitzen in ihren stürmigen Hallen,
In den Kammern des Donnerlauts --

Herder erläutert an den beiden Liedern den Gegensatz zwischen einer frühen arabischen Auffassung, wonach das Reich der Verstorbenen unter der Erde liegen soll, und der keltischen Vorstellung eines Bereichs in den Wolken, in dem sich die Geister der Toten versammeln.

Noch auf seinem Sterbebett ließ sich Herder neben Klopstockschen Oden und Bibelstellen aus dem Ossian vorlesen. Schon dies spricht gegen die Annahme, er sei in späteren Jahren an der Echtheit der Ossianschen Dichtung irre geworden.¹⁷

Unter Herders Einfluß vertiefte sich der junge *Goethe* in Straßburg in Homer und Ossian. Beide hatten auf seine Entwicklung starken Einfluß. Nach der Darstellung Herman Grimms waren es Herders Schriften und die Bekanntschaft mit Ossian und Homer, die Goethe auf die Natur hinlenkten und ihm die Sprache schufen, auszudrücken, was er beschreiben wollte.¹⁸ Am Rande sei bemerkt, daß die Kenntnis der Werke Homers zu Goethes Studienzeit im wesentlichen den Altphilologen vorbehalten war; die Odyssee-Übersetzung von Voß erschien erst 1781. Die Gesänge Ossians hat Goethe vielleicht schon im Frankfurter Elternhaus gelesen; jedenfalls stand die englische Ausgabe von 1765 unter den Büchern des Rates Goethe.

In Straßburg übertrug Goethe die von Herder in die «Stimmen der Völker» aufgenommenen Partien aus «Temora», ferner die «Lieder von Selma». Selma ist der Ort, an dem sich die Barden alljährlich trafen, um an einem Festmahl teilzunehmen, das der König für sie und für die Stammesfürsten gab. Die Gesänge, die den meisten Beifall fanden, sollten durch jüngere Sänger der Nachwelt erhalten werden. Hierzu gehört die von Macpherson als «Lieder von Selma» bezeichnete Dichtung. Sie besteht aus drei nur lose mit einander verbundenen Handlungen und beginnt mit einer Apostrophe an den Abendstern: «Stern der niedersinkenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen!» Im ersten Teil wird das unglückliche Schicksal zweier Liebender, Salgar und Colma, besungen, der zweite Teil ist eine Elegie auf den Helden Morar, der letzte beklagt das Ende Ariduls und Dauras, der Kinder des Beherrschers der Insel Gorma. Auszüge aus seiner Übersetzung hat Goethe in seinen Roman «Die Leiden des jungen Werther» übernommen, wo ihr elegischer Inhalt beiträgt, die Katastrophe auszulösen. Eine Variante seiner Übersetzung hatte er 1771 Friederike Brion geschenkt.

Mehrmals erwähnt Goethe die Ossianschen Gesänge in «Dichtung und Wahrheit», 12. und 13. Buch, meist um Naturstimmungen zu charakterisieren. So spricht er einmal von der Hamletschen Melancholie, in die sich sein Freundeskreis hineinsteigerte, und fährt fort: «Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Lokal abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer unendlicher Heide, unter vorstarrenden bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenschein ward dann erst diese kaledonische Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte

Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten.»

Auch in dem von Eckermann aus dem Nachlaß herausgegebenen Tagebuch «Reise in die Schweiz 1797» finden sich Hinweise auf Ossian. Der Nebel, der sich mit dem Dampf des Rheinfalls von Schaffhausen vermischt, erinnert Goethe an den keltischen Barden: «Liebe zum Nebel bei heftigen inneren Empfindungen». In den vorangehenden Aufzeichnungen ist die Notiz über einen Besuch enthalten, den er auf der Anreise dem Komponisten *Johann Rudolf Zumsteeg* in Stuttgart abstattete. Unter dem 2. September 1797 schreibt Goethe: «Abends bei Herrn Kapellmeister Zumsteeg, wo ich verschiedene gute Musik hörte. Er hat die Colma, nach meiner Übersetzung als Kantate, doch nur mit Begleitung des Klaviers übersetzt, sie tut sehr gute Wirkung und wird vielleicht auf das Theater zu arrangieren sein, worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß. Wenn man Fingal und seine Helden sich in der Halle versammeln ließe, Minona, die sänge, und Ossian, der sie auf der Harfe akkompagnierte, vorstellte, und das Pianoforte auf dem Theater versteckte, so müßte die Aufführung nicht ohne Effekt sein.»

Erwägungen dieser Art, die er auch in seiner Korrespondenz mit dem Musiker *Johann Friedrich Reichardt* anstellte, ließ Goethe später wieder fallen. Doch ist eine Reihe musikalischer Schöpfungen dem Ossian gewidmet, darunter auch mehrere Bühnenwerke. Wohl als Erster vertonte der Weimarer Kammerherr *Karl Siegmund von Seckendorf* «Dauras Traum» und «Darthulas Grabgesang». *Karl Ditters von Dittersdorf* komponierte als Lied «Das Mädchen von Kola, ein Gesang Ossians». Nach Texten von *Jens Baggesen* schuf der Däne *Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen* die Oper «Ossians Harfe». Während seiner Tätigkeit als Chordirektor an der Pariser Großen Oper verfaßte *Christian Kalkbrenner* das Chorwerk «Scène tirée des Poésies d'Ossian». Der Elsässer *Johann Georg Kastner*, der seine Wirkungsstätte später ebenfalls in Paris fand, komponierte 1833 die Große Oper «Oskars Tod» und 1858 die Symphonie «La rêve d'Ossian ou les sirènes». Im gleichen Jahr dirigierte *Franz Liszt* in Weimar die Uraufführung der Oper «Komala» von *Friedrich Eduard Sobolewski*. Noch zwei große Nomen gehören auf diese Liste, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt: In der Fülle von Liedern, die *Franz Schubert* schon vor seinem zwanzigsten Lebensjahr vertont hat, finden sich elf Ossian-Gedichte. In den Jahren 1860/61 schuf *Johannes Brahms* seinen «Gesang aus Fingal», Op. 17, 4 (Vier Gesänge für Frauenchor) mit Begleitung von zwei Hörnern und Harfe, sowie «Darthulas Grabgesang» (nach Ossian von Herder) Op. 42, 3, Chor (sechs Stimmen). Beide Werke dürfen den Höhepunkten deutscher Romantik zugerechnet werden.

Da eine Aufführung der Hebriden-Ouvertüre von *Felix Mendelssohn Bartholdy* den Anlaß der Ansprache Rudolf Steiners bildete, sei etwas näher auf die Umstände, denen dieses Werk seine Entstehung verdankt, und auf die Persönlichkeit seines Schöpfers eingegangen.¹⁹ Schon in früher Jugend Mendelssohns hatten sich Schicksalsfäden zu Goethe gesponnen. Der Knabe, dessen musikalisches Genie bereits im zarten Alter zum Durchbruch kam, wurde von dem Mozart-Schüler Ludwig Berger im Klavierspiel und von Goethes Freund Karl Friedrich Zelter in der Kompositionslehre unterrichtet. Als Zwölfjähriger wurde er Goethe vor-

geführt, in dessen Hause er vierzehn Tage verbrachte. In Gegenwart Goethes, des Musikers Johann Nepomuk Hummel, anderer Künstler und des Hofes phantasierte er auf dem Klavier. Bei einem abermaligen Besuch, zwei Jahre später in Begleitung seiner Familie, spielte er Goethe auf dessen Wunsch eine Bachsche Fuge vor. Goethe war entzückt, ging zu der Mutter, drückte ihr die Hände und sagte: «Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe! Schicken Sie ihn mir recht bald wieder!» Auf seiner Italienreise, die ihn immer wieder Goethes Spuren folgen ließ, vertonte der Einundzwanzigjährige Goethes «Walpurgisnacht». Ebenso erhielt die Hebriden-Ouvertüre, die er ein Jahr zuvor, im Sommer 1829, auf dem Schauplatz der Fingal-Sage konzipiert hatte, in Italien ihre endgültige Fassung.

Im Verfolg seiner ersten Englandreise hatte Mendelssohn in Begleitung eines Freundes der Familie, Karl Klingemann, eine Fahrt in das Schottische Hochland und zu den Hebriden unternommen. Bei bewegter See ließen sie sich vom Dampfer aus im Boot zur Fingalshöhle übersetzen. Das mit wogenden Wellen erfüllte Innere der Grotte mit ihren Basalt Pfeilern verglich Klingemann mit dem Inneren einer ungeheuren Orgel. Mendelssohn, der auch eine große malerische Begabung besaß und für Natureindrücke von jeher besonders offen war, empfand sogleich den Wunsch, seinem starken Erleben künstlerischen Ausdruck zu geben. Unter dem Datum «Auf einer Hebride, den 7. August 1829» schrieb er an seine Angehörigen: «Um Euch zu verdeutlichen, wie seltsam mir auf den Hebriden zumute geworden ist, fiel mir eben folgendes bei» (Siehe das Faksimile auf Seite 22). Dies ist also die erste Konzeption der Hebriden-Ouvertüre. Sie ist bekanntlich, ebenso wie «Meeresstille und glückliche Fahrt» eine reine Konzertouvertüre, eine Musikgattung, die Mendelssohn Bartholdy erst eingeführt hat. Auf seiner zweiten Englandreise im Mai 1832 feierte er in London mit den «Hebriden» einen seiner größten Triumphe.

Es sollte an dieser Stelle nicht etwa die Wirkung der von James Macpherson der Nachwelt erhaltenen Ossian-Dichtung auf Kunst und Literatur in ihrem Gesamtumfang dargestellt werden. Dazu müßte ihr tiefgreifender Einfluß auf Klopstock, Jean Paul, den jungen Hölderlin, Tieck, wie überhaupt auf die deutsche Romantik, auf Chateaubriand, Lamartine, Alfred de Musset, auf Coleridge und Lord Byron, in der Malerei außer den obengenannten auf eine Reihe anderer Meister und Schulen aufgezeigt werden. Vielmehr sollte im Sinne der Ausführungen Rudolf Steiners ein Aspekt berücksichtigt werden, den im Grunde auch *Schiller* in seinem Aufsatz «Über naive und sentimentale Dichtung» und *Hegel* in seinen «Vorlesungen über Ästhetik» im Auge hatten. «Ossians Menschenwelt», lesen wir bei Schiller, «war dürftig und einförmig; das Leblose um ihn her hingegen war groß, kolossalisch, mächtig, drang sich also auf und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte. In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die leblose Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Ossian über einen Verfall der Menschheit, und so klein auch bei seinem Volke der Kreis der Cultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moralischen Sänger zu dem Leblosen zurückzuzuscheuchen und über seine Gesänge jenen elegischen Ton auszugießen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.»²⁰



Oben: Notenzitat aus dem Brief von Felix Mendelssohn Bartholdy vom 7. August 1829.

Unten: Erste Seite der Noten zur Hebriden-Ouvertüre.

(Mendelssohn-Archiv, Stiftung Preussischer Kulturbesitz – Bildarchiv)
Copyright by Stiftung Preussischer Kulturbesitz.

Overture

Sine Libretto.

allegro

Allegro moderato

+ Je crois que le Ré a été oublié à la Copie Bassi Ch. Gounod

Im Zusammenhang mit der «Idee des Kunstschönen» spricht Hegel in den genannten Vorlesungen davon, daß sich «in der ganzen geistigen Richtung epischer Helden z. B. in ihrer Lebensweise, Gesinnung, ihrem Empfinden und Vollbringen» ... «eine geheime Harmonie, ein Ton des Anklangs beider vernehmbar machen» müsse, der sie zu einem Ganzen zusammenschließe. Weiter heißt es: «Ebenso sind Ossians Helden zwar höchst subjektiv und innerlich, aber in ihrer Dürsterkeit und Schwermuth erscheinen sie durchaus an ihre Haiden, durch deren Disteln der Wind streicht, an ihre Wolken, Nebel, Hügel und dunkle Höhlen gebunden. Die Physiognomie dieses ganzen Lokals macht uns erst recht das Innre der Gestalten, welche sich auf diesem Boden mit ihrer Wehmuth, Trauer, ihren Schmerzen, Kämpfen, Nebelerscheinungen bewegen, vollständig deutlich, denn sie sind ganz in dieser Umgebung und nur in ihr zu Hause.»²¹

Hinter dem, was Schiller die leblose Natur, Hegel die Umgebung nennt, stehen, wie Rudolf Steiner darlegt, «geistige Mächte, die aus der ganzen Natur heraus tönen». Das ahnte Herder im Toben der Elemente, das spiegelt sich in der dichterischen Naturbeschreibung Goethes, es spricht aus der malerischen Interpretation eines Philipp Otto Runge und erklingt in Mendelssohns «Hebriden».

Wolfram Groddeck

Quellennachweis

- ¹ Rudolf Steiner: Vortrag Berlin, 21. Oktober 1904, in: *Esoterik und Weltgeschichte in der griechischen und germanischen Mythologie*, Dornach 1955;
Vortrag Berlin, 22. März 1907, in: *Die Welträtsel und die Anthroposophie*, GA 54;
Vortrag Berlin, 13. April 1908, in: *Das Hereinwirken geistiger Wesenheiten in den Menschen*, GA 102.
- ² Rudolf Steiner: *Der Zusammenhang des Menschen mit der elementarischen Welt*. Kalewala – Olaf Asteson – Das russische Volkstum, GA 158.
- ³ Rudolf Steiner: Vortrag München, 28. August 1909, in: *Der Orient im Lichte des Okzidents. Die Kinder des Luzifer und die Brüder Christi*, GA 113;
Vorträge Kristiania (Oslo), 12. Juni abends und 16. Juni 1910, in: *Die Mission einzelner Volksseelen im Zusammenhang mit der germanisch-nordischen Mythologie*, GA 121.
- ⁴ *Die Gedichte Ossians*. Aus dem Gälischen von Christian Wilhelm Ahlwardt (1911), 3 Bde., Leipzig 1861.
- ⁵ Rudolf Steiner: Vortrag Stuttgart, 13. August 1908, in: *Welt, Erde und Mensch*, GA 105.
- ⁶ Herman Grimm: *Ilias*, II. Band, Berlin 1895, S. 353.
- ⁷ Adolf Stern: *Geschichte der Weltliteratur*, Stuttgart 1888.
- ⁸ Rudolf Steiner: Vortrag Berlin, 19. Dezember 1910, in: *Exkurse in das Gebiet des Markus-Evangeliums*, GA 124.
- ⁹ Rudolf Steiner: Vortrag Berlin, 31. Dezember 1914, in GA 158 (siehe oben).
- ¹⁰ *Ossian und die Kunst um 1800*. München 1974.
- ¹¹ Philipp Otto Runge. *Sein Leben und Werk dargestellt von Paul Ferdinand Schmidt*, Leipzig 1923.
- ¹² Eduard Suess: *Das Antlitz der Erde*, Bd. I und II, Prag–Leipzig 1885/1888.
- ¹³ Johann Gottfried von Herder's *sämmtliche Werke*, Stuttgart und Tübingen 1827/1830, I, 7. Über Ossian und die Lieder alter Völker.
- ¹⁴ Herders Werke, I, 18. Homer und Ossian.
- ¹⁵ Herders Werke, I, 8. Stimmen der Völker in Liedern.
- ¹⁶ Herders Werke, III. 8. Postszenen zur Geschichte der Menschheit.
- ¹⁷ Herder, *Nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym*, Bd. II, Berlin 1885.
- ¹⁸ Herman Grimm: *Goethe-Vorlesungen*. Bd. I, 7. Aufl., Stuttgart und Berlin 1903, 8. Vorlesung.
- ¹⁹ *Die Familie Mendelssohn 1729–1847*. Nach Briefen und Tagebüchern von Sebastian Hensel. Neu herausgegeben von Friedrich Brandes, Leipzig o. J. (1929).
- ²⁰ *Schillers sämmtliche Werke*, XII. Bd., Stuttgart und Tübingen 1857, Über naive und sentimentale Dichtung, S. 180, Fußnote.
- ²¹ Hegel: *Vorlesungen über Ästhetik*. Ed. Glockner (Jubiläumsausgabe), Bd. XII, Stuttgart 1953.

Zu neuen Bänden der RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE

Die Mission der neuen Geistesoffenbarung

Das Christus-Ereignis als Mittelpunktsgeschehen der Erdenevolution

Sechzehn Vorträge, gehalten zwischen dem 5. Januar und 26. Dezember 1911 an verschiedenen Orten. Bibl.-Nr. 127, Gesamtausgabe Dornach 1975.

Im Jahre 1911 vollzog sich die endgültige Lösung der geisteswissenschaftlichen Bewegung Rudolf Steiners von der Theosophical Society. Ebenso wie die Zyklen dieses Jahres, vor allem die zur Schrift umgearbeiteten Kopenhagener Vorträge «Die geistige Führung des Menschen und der Menschheit», der anlässlich der Mysterienaufführungen in München im August 1911 gehaltene Zyklus «Weltenwunder, Seelenprüfungen und Geistesoffenbarungen» und die Karlsruher Vorträge «Von Jesus zu Christus» zeigen auch die vor Mitgliedern gehaltenen Einzelvorträge die Unvereinbarkeit einer wahren christlichen Esoterik mit der Krischnamurti-Propaganda. Zwölf Vorträge, die vorwiegend auf den von Annie Besant abrupt abgesagten Kongreß der Europäischen Sektionen in Genua abgestimmt waren, darunter der Mailänder Vortrag «Buddha und Christus. Die Sphäre der Bodhisattvas» und die Neuchâtelener Rosenkreuz-Vorträge wurden in den Band «Das esoterische Christentum und die geistige Führung der Menschheit», GA 130, aufgenommen.

In der vorliegenden Sammlung sind es außer zwei Weihnachtsvorträgen sieben Vorträge, in denen ausdrücklich auf die Einmaligkeit des Christus-Ereignisses und die Bedeutung des Christus-Wesens als des menschlichen Urbildes hingewiesen wird. In den in München am 11. und in Zürich am 25. Februar 1911 gehaltenen Vorträgen wird der Zusammenhang des Gottessohnes, des geistig-seelischen Menschen der ersten drei Lebensjahre, mit dem Christus-Wesen beleuchtet. Aufgabe des Menschen ist es, den Menschensohn, den Träger seines heutigen Ich-Bewußtseins, durch Hinwendung zum Geistig-Spirituellen so umzugestalten, daß er bis zum Ende der Erdenentwicklung vom Gottessohn durchdrungen sein wird. Die beiden Vorträge enthalten im einzelnen Mitteilungen über den Wandel der leiblichen Konstitution im Durchgang durch die Kulturepochen, über die Herausbildung heilender Kräfte durch esoterische Weisheit, über die Schädelform als Ergebnis früherer Inkarnationen, über die drei entscheidenden Unterschiede des Menschen zum Tier sowie über den tieferen Sinn einer Reihe biblischer Sprüche.

Von der Notwendigkeit, anstelle der erloschenen alten Weisheit eine durchchristete Geist-Erkenntnis zu entwickeln, handelt der Baseler Vortrag vom 23. Februar 1911. Wenn Rudolf Steiner im mittelbaren Zusammenhang damit feststellt, daß es zahlreichen Menschen nicht mehr möglich ist, der Realität angemessene Begriffe zu bilden, so hat inzwischen ein solches Versagen in den Dingen der Lebenspraxis bedrohliche Ausmaße angenommen. Wie geheimnisvoll die Gesetze unseres Daseins sind, zeigen die von Wilhelm Fließ statistisch errechneten Zahlenrelationen von Geburts- und Sterbedaten innerhalb einer Familie, hinter denen

karmische Gesetzmäßigkeiten stehen. Geduld und Gleichmaß werden als Vorbedingungen einer spirituellen Schulung bezeichnet.

Der in St. Gallen am 26. Februar 1911 gehaltene Vortrag beschreibt die gegensätzlichen Auswirkungen einer unmoralischen und einer idealistischen Lebenshaltung, ferner die Beziehung des Menschen zur Umwelt durch die Hände wie überhaupt durch den Körper als Werkzeug des Geistes. Die Aufnahme einer durchchristeten Theosophie, heißt es abschließend, wird dem Menschen die denkbar größte Lebenssicherheit geben.

Den Sinn des Herabstiegs der Menschheit aus geistigen Höhen und ihren Wiederaufstieg hat der als Sonderbroschüre vielfach bekannte Münchener Vortrag vom 11. Mai 1911, «Ersünde und Gnade», zum Gegenstand. Der luziferische Einschlag in den Astralleib erfolgte unmittelbar, bevor der Mensch das Ich aufgenommen hatte, also bevor er moralisch verantwortlich war. Hierin liegt der Unterschied der «Ersünde» zu jeder Schuld, die der ich-begabte Mensch heute auf sich nimmt. Ohne den durch die Ersünde bewirkten Fall wäre der Mensch in steter Abhängigkeit von der göttlich-geistigen Führung geblieben, er hätte sich niemals zu einem freien Wesen entwickelt. Einerseits ist er nun seinen astralen Trieben, andererseits einem abstrakten Begriffsleben verhaftet. Das Äquivalent zur Ersünde ist aber die Gnade, die dem Menschen ohne sein Verdienst zuteil wird: Aus dem Christus-Impuls können in den Astralleib die Kräfte hineinströmen, die dem Menschen den Wiederaufstieg ermöglichen. Das widerspricht nicht dem Gesetz des Karma, dessen Voraussetzung das Vorhandensein des Ich bildet.

Zum ersten Mal erscheinen in dem vorliegenden Band die Einleitungsworte Rudolf Steiners zu dem Kopenhagener Zyklus «Die geistige Führung des Menschen und der Menschheit». Auch hier wird das Christus-Ereignis als einmaliger Schwerpunkt der Menschheitsevolution dargestellt. Voran gehen Ausführungen über das Signum des Rosenkreuzes und über wahre Toleranz, die nach Rudolf Steiners Worten zum Allerschwierigsten gehört, wenn sie sich der Mensch im höchsten Sinne des Wortes erobern soll. Bleibt die Überzeugung von Karma und Reinkarnation nicht bloße Theorie, sondern wird sie zur realen Lebenshaltung, so werden neue Begriffe von Verantwortlichkeit und Menschenliebe entstehen, die, wie alle Offenbarungen aus dem Geistigen, in die allgemeine Kultur einfließen müssen.

Die moralische Verantwortung, deren sich die Mitglieder einer spirituellen Bewegung bewußt sein sollten, wird auch in den Vorträgen unterstrichen, die am 5. Januar 1911 in Mannheim, am 7. Januar in Wiesbaden, am folgenden Tag in Frankfurt, am 6. Mai in Bielefeld und am 14. Juni in Wien stattfanden. Der Mannheimer Vortrag, mit dem die Sammlung in chronologischer Reihenfolge beginnt, schildert den Wandel der menschlichen Wesensglieder von Epoche zu Epoche und die dadurch bedingten Änderungen im religiösen, wissenschaftlichen und sozialen Leben. Es finden sich auch Anklänge an die im gleichen Winter gehaltenen öffentlichen Vorträge im Charlottenburger Architektenhaus.* In dem Wiesbadener Vortrag und unter weiter gefaßten Aspekten in dem Bielefelder Vortrag wird eine im Jahr zuvor mehrfach behandelte Thematik aufgegriffen, die sich auf die karmischen Folgen von Neid und Lüge im gleichen und im folgenden Erdenleben

* Siehe «Antworten der Geisteswissenschaft auf die großen Fragen des Daseins», GA 60; auch als ungekürzter Sonderdruck in Paperback erschienen.

bezieht.* Das Eingreifen der Wesenheiten der dritten Hierarchie in die einzelnen Seelenbereiche und das Entgegenwirken der von der Weltordnung zugelassenen Widersachermächte steht im Mittelpunkt des Frankfurter Vortrags. Über die Dreiheit von Glaube, Liebe, Hoffnung, den Gegenstand des Wiener Vortrags, hat Rudolf Steiner wiederholt gesprochen, so in einem Doppelvortrag am 2. und 3. Dezember 1911 in Nürnberg, der in den eingangs genannten Band «Das esoterische Christentum und die geistige Führung der Menschheit» übernommen wurde.

Zwischen zwei hervorstechende Ereignisse des Jahres 1911, den Prager Zyklus «Okkulte Physiologie» und Rudolf Steiners Vortrag auf dem IV. Internationalen Philosophen-Kongreß in Bologna, fällt der Prager Vortrag vom 28. März, eine, wie der Titel besagt, aphoristische Auseinandersetzung mit der Schulphilosophie. Diese ist zu einer Art Spezialwissenschaft geworden, deren Begriffsschema mehr oder weniger im physisch-sinnlichen Wahrnehmungsbereich befangen bleibt, sich aber ohne lebendigen Bezug zur Welt in Abstraktionen verliert. Dagegen müßten sich ihre Begriffe, soweit sie eben an der äußeren Wahrnehmung gebildet werden, auf denkerischem Felde mit den Begriffen treffen, die aus der geistig-übersinnlichen Wahrnehmung gewonnen werden. Von entscheidender erkenntnistheoretischer Bedeutung ist die Feststellung, daß unser Ich umfassender ist als die Sphäre der Subjektivität. Die Schuld an vielen Mißverständnissen, die der Geisteswissenschaft von außen entgegengebracht werden, mißt Rudolf Steiner zum nicht geringen Teil dem Verhalten ihrer Anhänger bei.

An das am 17. August 1911 in München uraufgeführte zweite Mysteriendrama «Die Prüfung der Seele» knüpft der Berliner Vortrag vom 19. Dezember an. Er ist zusammen mit den beiden in dem Band «Wege und Ziele des geistigen Menschen» enthaltenen Vorträgen über das erste Mysteriendrama «Die Pforte der Einweihung» auch als Sonderbroschüre erschienen. Um anschaulich zu machen, warum gerade ein *Märchen* den Lebensumschwung für Capesius herbeiführte, charakterisiert Rudolf Steiner die Märchenstimmung als eine Sphäre zwischen der imaginativen Schau und der äußeren Welt. In Sage, Mythos und Legende sind die Inhalte, die auf übersinnliches Geschehen Bezug haben, von Gesetzen der äußeren Realität durchzogen. Dagegen ist das Märchen am wenigsten an die äußere Wirklichkeit gebunden, mit der es in beliebiger Weise schaltet und waltet. Rudolf Steiner spricht in diesem Zusammenhang von einer *Phantasiewirklichkeit*, die mit kombinierender Phantastik nicht das geringste zu tun hat. Zu seinen weiteren Ausführungen, die sich auf dichterische Formgebung und auf die Neubelebung des ursprünglichen imaginativen Elementes der Sprache erstreckten, rezitierte Marie von Sivers das Märchen vom Quellenwunder und Stellen aus Jordans Nibelungendichtung.

Die beiden Weihnachtsvorträge, Berlin, 21. Dezember, und Hannover, 24. Dezember 1911, behandeln die Gründe, die zur Verlegung des Christgeburtstages vom 6. Januar auf den 25. Dezember führten, und die geistig-kosmische Bedeutung der Heiligen Nächte. Das in dem zweiten Weihnachtsvortrag herangezogene Traumlied von Olaf Åsteson wurde eine Woche später auf der Neujahrsfeier in Hannover von Marie von Sivers rezitiert. – Auf Rudolf Steiners Ausführungen zu den Ossian-Gesängen geht ein gesonderter Beitrag auf S. 13 ff. des Heftes ein.

* Siehe Vorträge Bremen, 26. November 1910, und München, 11. Oktober 1910, in: «Wege und Ziele des geistigen Menschen», GA 125; Nürnberg, 12. November 1910 in «Beiträge» Nr. 45.

Zufall, Notwendigkeit und Vorsehung

Imaginative Erkenntnis und Vorgänge nach dem Tode

Acht Vorträge, gehalten in Dornach zwischen dem 23. August und 6. September 1915. Bibl.-Nr. 163, Gesamtausgabe Dornach 1975.

In einem Kapitel seiner lange verschollenen, erst jüngst veröffentlichten Erinnerungen an Rudolf Steiner schildert der russische Dichter *Andrej Belyj* das Dornach der ersten Kriegsjahre.* Realistisch beschreibt er die immensen äußeren und inneren Schwierigkeiten und Nöte, mit denen die am Bau des ersten Goetheanum Tätigen zu kämpfen hatten, und die oft den Blick auf das Einmalige, Große zu verdunkeln drohten. Ein Stimmungsumschwung bahnte sich mit den Proben zum Faust II an, und vollends löste die erste eurythmische Aufführung von Fausts Himmelfahrt am 15. August 1915 alle Spannungen. Der Dichter spricht von der «Gebärde eines großen Lebenskünstlers..., der einmal durch das reinigende Wort der Vorträge, ein anderes Mal durch die reinigende Gebärde der Kunst wirkt».

Damit ist etwas von dem Stimmungshintergrund dieser Vorträge wiedergegeben, die in dem provisorisch hergerichteten Vortragsraum der Schreinerei stattfanden. Ihren Ausgangspunkt bildet eine Kennzeichnung der wirklichkeitsfremden Scheinbegriffe des Materialismus, demonstriert an Fritz Mauthners «Wörterbuch der Philosophie», auf dessen skurrile Gedankensprünge Rudolf Steiner im Verlauf der Vortragsreihe noch mehrmals zurückkommt. An diesem Beispiel will er verdeutlichen, wie schwierig es ist, die Wahrheit zu finden, und zu welchen absurden Fehlschlüssen ein bloßes Aneinanderreihen von an sich logischen Begriffen führen kann.

Oft ist es aber auch die *Außenseite* der Dinge, die sich der Naturwissenschaftlichen Denkweise erschließt, wie es bei den Theorien über die Wechselbeziehung zwischen Schlaf und Wachbewußtsein der Fall sein könnte. In *geisteswissenschaftlicher* Sicht ist das Wesentliche des Schlafzustandes, daß das Bewußtsein des Menschen auf den eigenen Leib gerichtet ist. Das Tagesbewußtsein, in dem sich der Mensch der äußeren Welt öffnet, entspricht der Gegenwart, der Schlafzustand dem alten Sonnenbewußtsein. Dem Hellseher erscheint die Materie im Schlafbewußtsein als Hohlraum, umsäumt von einer Aura, in der sich die menschliche Gestalt nebelhaft abzeichnet. Bis zum Erlöschen der alten Hellsichtigkeit als Folge des Vorgangs, der im Alten Testament als luziferische Verführung dargestellt ist, sahen die Menschen die Aura. Dann erst wurden sie sich ihrer «Nacktheit» bewußt: sie ersetzten die Aura durch die Gewandung. Daß die Kleidung auf eine Nachahmung der Aura zurückgeht, läßt sich noch an älteren religiösen Bildern ablesen. Die sogenannte Nacktkultur gehört zu den Auswüchsen des Materialismus.

Zwischen Schlaf- und Wachbewußtsein gibt es mancherlei Übergangnuancen, so eine Art Schamgefühl, das uns verbietet, über gewisse Dinge zu sprechen. Als Beispiel nennt Rudolf Steiner *Hegels* von einander abweichende Vorreden zur 1. und zur 2. Auflage seiner «Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften»: In der 2. Auflage gab Hegel – auf dessen Geburtstag dieser Vortrag gerade fiel –

* Andrej Belyj: *Verwandeln des Lebens. Erinnerungen an Rudolf Steiner.* Aus dem Russischen von Swetlana Geier. Zbinden Verlag Basel 1975.

Auskunft über innere Beweggründe zu seinem Werk, über die er in der Vorrede zur 1. Auflage aus innerem Schamgefühl, einem «geistigen Erröten», wie es Rudolf Steiner nennt, noch geschwiegen hatte.

Von Hegels und Goethes Geistesstreben ist die materialistische Denkweise unserer Tage weit entfernt. So hat sie auch gar nicht die Möglichkeit, den wirklichen Unterschied zwischen Notwendigkeit und Zufall zu finden. Um zu einer solchen Begriffsfindung hinzuführen, geht Rudolf Steiner vom Vorgang der Erinnerung aus: Sie spielt sich im gewöhnlichen Tagesbewußtsein ab, erfordert aber schon dessen Vertiefung. Im Unterschied zum Schlafzustand, bei dem das Bewußtsein ja auch nach innen gerichtet ist, handelt es sich um ein *bewußtes* In-sich-Hineinschauen. Die Erinnerung steht eigentlich erst am Anfang ihrer Entwicklung. Ihre weitere Ausbildung wird sie zu einem innerlichen Erleben früherer Inkarnationen steigern. Die Begriffs- und Erinnerungstätigkeit ist von inneren Gebärden des Ätherleibs begleitet, die sich in der folgenden Inkarnation zur äußeren Gestik metamorphosieren. Was wir subjektiv denken, geht in das Gedächtnis hinunter, es wird objektiv. Und so ist alles, dem wir Notwendigkeit zuschreiben, dadurch notwendig geworden, daß es aus einem Subjektiven zu einem Objektiven geworden ist. Das gilt für die planetarische Evolution vom alten Saturn bis zum Erdendasein ebenso wie für das einzelne Menschenleben. Es ergibt sich also ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Notwendigkeit und Vergangenheit: Soviel Vergangenes in der Gegenwart ist, soviel Notwendiges ist darin. In unserem Bewußtsein erleben wir es als späteres Spiegelbild, wie unsere Erkenntnis überhaupt auf einem Spiegelungsvorgang beruht.

Wo nun das als Spiegelung erlebte Außenweltsgeschehen und ein rein seelisches Erleben zusammenstoßen, setzt der *Zufall* ein, der immer der Gegenwart angehört. Im Werden verwandelt sich das Zufällige in ein Notwendiges, indem es Karma schafft. Mit dem Zufall wird die Freiheit möglich. Von der Vergangenheit her sind unsere Begriffe Spiegelungen. Fassen wir aber einen seelischen Impuls in Begriffe, so kann er zum Impuls der Freiheit werden. Aus den «Sprüchen in Prosa» zitiert Rudolf Steiner hierzu ein Wort des alten *Goethe*, in dem dieser die «vernünftige Welt» einem «unsterblichen Individuum» gleichsetzt, welches das Notwendige bewirkt und sich dadurch zum Herrn über das Zufällige macht. Goethe prägte dieses «Wort eines Weisen», nachdem er im Leben einen großen Schmerz erfahren hatte. Rudolf Steiner knüpft hieran eine Feststellung, die sich in verschiedener Form auch an anderen Stellen des Vortragswerkes findet: Erkenntnisse aus der geistigen Welt müssen als eine Gnade angesehen werden, und der Hellseher ist nicht jederzeit in der Lage, eine bestimmte Erkenntnis unmittelbar aus der geistigen Welt zu gewinnen. Erhaben über Notwendigkeit und Zufall ist die *Vorsehung*. Einen Begriff von der Vorsehung wird erst derjenige gewinnen, der das Hereinfließen der geistigen Welt in die menschliche Seele erlebt.

Verwandelt der Mensch die geistige Kraft, die dem Denken zugrunde liegt, in imaginatives Wahrnehmen, so wird anstelle des physischen Leibes der Ätherleib zum Werkzeug des Erkennens. Die Gedankenformen werden zu Wesen, die sich vom Menschen ablösen. Diese Wesen sind innerlich mit der Gnomenwelt verwandt. Die Angabe, daß sie ständige Bewegungen, eine Art Eurythmie, ausführen, erinnert

an das Auftreten der Gnomen- und Sylphenchöre im zweiten Bild des Mysterien-dramas «Der Seelen Erwachen». Treten wir mit der Gnomenwelt in Beziehung, heißt es weiter, so verliert manches, was man in der physischen Welt als wertvoll empfunden hat, seine Bedeutung. Dagegen entspricht das Fließende, Bewegliche der imaginativen Welt dem wäßrigen Lebelement der Undinen. In einem solchen innerlich bewegten Ätherischen erlebt sich auch der Verstorbene unmittelbar nach dem Tode.

Dieses Miterleben der imaginativen Welt stellt eine höhere Stufe des traumhaften Bilderbewußtseins dar, das dem Menschen auf dem alten Mond zu eigen war. Auf dem künftigen Jupiter werden die Bilder vollbewußt erlebt werden, wie es eben auch der Fall ist, wenn sich der Mensch in der geschilderten Art aus seinem physischen Leib heraushebt. Er lebt sich dann zugleich in einen Rhythmus hinein, der sowohl dem Rhythmus der Erde wie unserem Atmungsrythmus entspricht. Zu den weiteren Erfahrungen gehört die Erkenntnis, daß Vorgänge, die sich auf dem alten Mond als Äußerliches abgespielt haben, in das Innere des menschlichen Organismus eingezogen sind.

Das Jüngerwerden des Ätherleibes, über das Rudolf Steiner in den Jahren 1915–18 unter verschiedenen Aspekten gesprochen hat, wird hier im Zusammenhang mit der Frage behandelt, wie die zur Entwicklung der Individualität erforderlichen Bedingungen in der Inkarnationenfolge herbeigeführt werden. Wenn der Ätherleib im Gegensatz zum physischen Leib statt älter jünger wird, so geschieht dies, damit der in den Ätherleib eingebettete Astralleib schon keimhaft die Organe für die nächste Inkarnation veranlagern kann. Nach dem Tode ist der Astralleib, unser Seelisches, zunächst mit dem vom physischen Leib gelösten Ätherleib so verbunden, daß er das Fazit des eben abgelaufenen Erdenlebens wahrzunehmen vermag.

Wenn z. B. Kant im Alter schwachsinnig wurde, so war seine Seele, insofern sie in dem neugewobenen Ätherleib lebte, weise geworden, nur konnte das Ich die Weisheit nicht mehr durch das physische Instrument des Gehirns ins Bewußtsein hinaufheben. Bei Menschen, die jung sterben, ist der Ätherleib entsprechend weniger jung geworden, er hat weniger Weisheit gesammelt. Dafür ist aber in dem alten, noch nicht «gejüngerten» Ätherleib des Frühverstorbenen ein schöpferisches Liebelement enthalten. Würden alle Menschen erst im höheren Alter sterben, so würden ihre freigewordenen Ätherleiber Weisheit ausstrahlen, aber sie würden undifferenziert geboren werden und bei aller Begabung für das Lernen auf dem physischen Plan ein labiles Gleichgewicht haben. Die Menschheitsentwicklung könnte auf der Erde nicht in der richtigen Weise vor sich gehen, wenn nicht die Wechselwirkung der Ätherleiber Jungverstorbenen und Altverstorbenen in der geistigen Welt stattfinden würde. Dies geschieht unter der Leitung der Angeloi.

Zwischen Geburt und Tod herrscht in dem schlafenden Menschen die Begierde, in den physischen Leib zurückzukehren. Das Hereinpressen des Seelischen in den physischen Leib bewirkt, daß wir uns als Ich-durchdrungene Seele fühlen. Hat sich der physische Leib nach dem Tode in der Erdenmaterie aufgelöst, so tritt an die Stelle dieser Begierde das *Bewußtsein* von unserem physischen Leib, ein geistiger Zustand, der den Zusammenhang mit dem abgelebten Erdenleben ermöglicht. Wie

der physische Leib in die Erdenmaterie, geht der Ätherleib, nachdem er sich von unserem Seelischen getrennt hat, in die Ätherwelt über, aber er wird in dieser nicht aufgelöst, sondern er wird der gesamten Ätherwelt einverbunden. Rudolf Steiner prägt dafür das Wort «Inbindung». Die geistige Welt erhält das, was während des Erdenlebens in die Ätherleiber eingeflossen ist, und strömt dafür Dankbarkeit aus.

Mit den Wesen der geistigen Welt lebt die Seele nach dem Tode auf eine solche innerliche Weise zusammen wie auf dem physischen Plan mit ihren eigenen Gedanken und Empfindungen. Während des Erdenlebens können wir den Toten seelisch nahekommen, wenn wir uns mit ihnen durch unsere Gedanken und Gefühle verbinden.

Abschließend kommt Rudolf Steiner auf Frühergesagtes zurück: Was uns als äußere Welt umgibt, ist von höheren Wesenheiten auf Saturn, Sonne und Mond gedacht und in das Objektive hinuntergedrängt worden. «Die objektive Welt», heißt es wörtlich, «ist das, was Götter und Geister gedacht und vergessen haben, aus sich herausgesetzt haben.» Das Bewußtsein ist also vor dem Sein da, das Seiende ist aus dem Bewußtsein entsprungen. Wie die Götter die Welt aus sich herausgesetzt haben, so setzt der Mensch nach dem Tode seinen physischen Leib und Ätherleib aus sich heraus, um ein höheres Bewußtsein zu erlangen. Der Tod ist nur vom Gesichtspunkt der physischen Welt aus etwas Schreckliches, von der geistigen Welt aus gesehen ist er der Ausgangspunkt unseres ganzen späteren Bewußtseins. Der Mensch wächst nun in die Welt der Hierarchien hinein: unsere Einheit wird von einer Vielheit aufgenommen. Jungverstorbene, die den Wunderbau des physischen Leibes rückschauend besonders stark empfinden, werden von den Geistern der Form und den Geistern des Willens «mit Huld und Gnade» empfangen. Im späteren Alter Verstorbene sind mehr von dem Wunderbau des ganzen Universums durchdrungen. Sie werden von den Geistern der Weisheit aufgenommen.

Als Ganzes stellen diese acht Vorträge hohe Anforderungen an den gedanklichen Nachvollzug. Auf die mächtigen Bilder, die im Verfolg der Darstellung entrollt werden, konnte hier nur andeutend hingewiesen werden. Unter den Mitteilungen über das nachtodliche Leben, die Rudolf Steiner, beginnend mit dem Winter 1912–13, kontinuierlich in Zyklen und Einzelvorträgen gegeben hat, gehören die beiden abschließenden Vorträge dieses Bandes wohl zu denen, die das Gemüt besonders unmittelbar ansprechen. Aus umfassender Schau heraus wird gezeigt, wie eine Tragik, die dem Alltagsverstand unfaßlich erscheinen mag, im Werdeprozeß der Menschheit ihren Sinn hat. Wo anders gäbe es wohl für den, der um sein Liebstes trauert, einen stärkeren Trost als das Wort des Geistesforschers: *Keiner hat umsonst gelebt!*

Wolfram Groddeck

«Verspäteter Chronist»

Zum Erscheinen von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften, herausgegeben von Rudolf Steiner, innerhalb der Rudolf Steiner Gesamtausgabe

Unter obigem Titel veröffentlichte *Werner Teichert* (1900–1955) in der von H. E. Lauer durch Jahre herausgegebenen Monatsschrift «Blätter für Anthroposophie» einen noch heute lesenswerten Beitrag. Es war in Wien zum 200. Geburtstag von Goethe Rudolf Steiners Herausgabe von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften in einer sonst nicht üblichen Art und Weise hervorgehoben worden. Und so bringen wir diese Würdigung anlässlich der Neuherausgabe der Goethebände. Kürzlich fand gerade in Stuttgart im Rudolf Steiner-Haus ein öffentlicher Vortrag über Goethes Farbenlehre mit Demonstrationen von H. O. Proskauer statt, zu dem sich 500 Zuhörer einfanden, ein staunenswerter Besuch. Es könnte ja wirklich sein, daß durch den allgemeinen Kulturniedergang ein Bedürfnis wächst, nicht an Goethes bahnbrechenden Arbeiten vorüberzugehen, auf die Zeit seines Lebens Rudolf Steiner immer wieder hingewiesen hat.

Verspäteter Chronist

In der «Chronik des Wiener Goethe-Vereins», Fünfundvierzigster Band, Wien 1950, lesen wir in dem Referat eines Vortrages von Univ.-Prof. Dr. *Eduard Castle*, den er als Festrede bei der akademischen Erinnerungsfeier zu Goethes 200. Geburtstag im Festsaal der Universität Wien am 3. Juni 1949 gehalten hat, in sehr beachtenswertem Zusammenhang unter dem Gesamttitel «Goethe in den Wendepunkten zweier Jahrhunderte»:

«Salomon Kalischers Versuch (1877), Goethe zum Vorläufer Darwins zu stempeln, alle seine Äußerungen im Sinne modernster Naturwissenschaft zu interpretieren oder ihnen mindestens die Bedeutung der Vorwegnahme späterer Erkenntnisse der Fachwelt beizulegen, vermochte den angesehenen Berliner Physiologen Emil Du Bois-Reymond von Goethes Bedeutung für die deutsche Naturwissenschaft nicht zu überzeugen. Er benutzte den Antritt seines Rektorats (1882), um endlich einmal klipp und klar, in sehr hochmütigem Ton und ziemlich taktloser Weise auszusprechen, «daß auch ohne Goethe die Wissenschaft überhaupt so weit wäre, wie sie ist, ja die deutsche Wissenschaft vielleicht weiter». Daß elf Jahre nach der Reichsgründung Goethe in der Berliner Aula verhöhnt und französische Materialisten gegen ihn ausgespielt werden konnten, übte auf weite Kreise eine tief niedererschlagende Wirkung aus. Besonders der Germanist der Wiener Technischen Hochschule, Karl Julius Schröer, einer der Mitbegründer des Wiener Goethe-Vereins (1878), Mitstifter des Wiener Goethe-Denkmal, setzte alles daran, wie den Dichter so auch den Denker und Forscher Goethe vor dem Vorwurf des Dilettantismus zu reinigen. Er empfahl Rudolf Steiner, seinen Hörer, Joseph Kürschner, dem Herausgeber von Spemanns «Deutscher Nationalliteratur», für die Bearbeitung der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes (1883). Die glückliche Bewältigung dieser Aufgabe hatte Steiners Berufung zur Mitarbeit an der großen Weimarer Sophien-Ausgabe zur Folge (1889–1896). Steiner eröffnete sich, indem hier zu dem Erlebnis Goethe das Erlebnis Nietzsche trat, jene anthroposophische Sicht, als deren Pflegestätte er später das Goetheanum in Dornach ins Leben rief. Wie immer man sich zu

ihm stellen mag, hat er vielen ein tieferes Verständnis für Goethes Natur- und Kunstphilosophie erschlossen und als einer der ersten dem seichten Absprechen über Goethe als Denker und Forscher ein Ende bereitet.»

Diese Worte wurden gesprochen 53 Jahre, nachdem Rudolf Steiner den letzten Band der Kürschnerschen Ausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes herausgegeben hatte. Können wir darin Anzeichen dafür sehen, daß die Ergebnisse der Forschungen Rudolf Steiners in der zweiten Jahrhunderthälfte beginnen wirksam zu werden?

W. T.

«Blätter für Anthroposophie», 4. Jg., Mai 1952, Heft 5

Briefe an Rudolf Steiner (III)

Weitere Beiträge zu «Mein Lebensgang»

Rudolf Ronsperger

Nachdem in der Nummer 51/52 der «Beiträge» (Michaeli 1975) Briefe Emil Schönaichs zur Kenntnis gebracht wurden, soll nun von Rudolf Steiners Jugendfreund Rudolf Ronsperger einiges mitgeteilt werden, was sich im Archiv der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung befindet. Mit Rudolf Ronsperger sind wir nicht nur durch «Mein Lebensgang» bekannt, wo von ihm gesagt wird, er sei «in allem das Gegenteil des blondgelockten Jünglings» – das heißt, Schönaichs – gewesen. Vor allem liegt hier der Artikel vor, den Rudolf Steiner im 29. Jahrgang des «Magazin für Literatur» (1900, Nr. 40) dem in tragischer Weise aus dem Leben Geschiedenen gewidmet hat.* Zudem sind in den sechziger Jahren eine Anzahl Briefe Rudolf Steiners an Ronsperger zum Vorschein gekommen, worüber Friedrich Hiebel in «Das Goetheanum» vom 26. Februar 1967 berichtet hat.

In Ronsperger tritt uns eine geistig interessierte, etwas verschwommen-idealistische Persönlichkeit entgegen. Ebenso wie Schönaich drängte es ihn zur Literatur. Er schrieb Lyrisches und Dramatisches und war nach dem Urteil Rudolf Steiners und anderer nicht ohne Talent. Aber sowohl Schönaich wie Ronsperger waren unglückliche Naturen, denen es nicht gelang, ihre positiven Kräfte zu realisieren. Während Schönaich im Kleinstadt-Journalismus unter kümmerlichsten persönlichen Verhältnissen immer mehr absank, bis ihn der Tod noch in jugendlichem Alter hinwegnahm, war das Schicksal von Ronsperger ein noch traurigeres. Gezwungen, einen technischen Beruf zu ergreifen, mit dem er sich innerlich nicht verbinden konnte, ohne genügende Fähigkeiten, Ausdauer und Stoßkraft, um auf dem Gebiet der Literatur, an dem sein Herz hing, durchzustößen, machte er mit 38 Jahren seinem Leben selbst ein Ende. Im Hintergrund dieser Schicksale steht das alte Österreich in seiner ganzen Tragik. Die von ihm persönlich miterlebten Stadien und Symptome des Verfalls des Habsburger-Reiches hat Rudolf Steiner in Vorträgen und Aufsätzen, zuletzt noch in «Mein Lebensgang» dargestellt. Eine leidenschaftliche Vertretung des Deutschtums gegenüber der slawischen Welt war damals Lebensinhalt vieler junger Menschen, «die deutsch-nationale Idee war der Boden, auf dem sich solche Talente entwickelten» (Rudolf Steiner). Ein jugendlich-militanter, idealistisch-schwärmerischer deutscher Nationalismus erfüllte sowohl Schönaich wie Ronsperger. Hierfür ist charakteristisch ein «Prolog» des letzteren, der sich unter den Papieren Rudolf Steiners erhalten hat. In ihm finden sich unter anderem folgende Wendungen:

Und lauter pocht der deutschen Jugend Herz
Wenn sie die hohe Dreizahl nennen hört
Die Dreizahl: Ehre, Freiheit, Vaterland.

* «Ein Denkmal». Wieder abgedruckt im Band «Gesammelte Aufsätze zur Kultur- und Zeitgeschichte 1887–1901», Bibl.-Nr. 31, Gesamtausgabe 1966, S. 360 ff.

Und ist's auch noch kein Kampf wo Aug' in Aug'
Der Feind dem Feinde gegenübersteht
So ist's ein Kampf der Geister gegen Geister
Und Österreichs deutsche Jugend ficht ihn mit...

Wie ein ebenfalls erhalten gebliebener Zeitungsausschnitt aus einer Wiener Zeitung vom 18. Januar 1881 berichtet, sollte dieser Prolog auf einem zugunsten des Deutschen Schulvereins in Wien veranstalteten «Unterhaltungsabend mit Tanzkränzchen» zur Verlesung gelangen. Es erscheint uns heute unfassbar, daß diese kindliche Gymnasiasten-Poesie von der Polizei verboten wurde. Es gab also selbst für Tanzkränzchen eine Vorzensur, und es ist offensichtlich, daß schon damals die auseinanderstrebenden nationalen Kräfte eine explosive Spannung in den Gemütern hervorriefen. Man versteht, welche Leidenschaften sich hier anstauten und wie die Tragik der kommenden Zeiten mit den immer mehr sich ausbreitenden nationalistischen und antisemitischen Bewegungen von Schönerer und Lueger damals bereits völlig vorgebildet war.

Im «Magazin»-Artikel erwähnt Rudolf Steiner ein Drama von Ronsperger: «Hannibal». Möglicherweise bezieht sich der folgende Brief auf dieses Drama.

Wien, am 13. März 1882

Liebster Freund!

Da ich von Herrn Lidel erfuhr, daß Sie glauben, ich sei von wegen Ihrer kritisierenden Zeilen etwa gar «böse», so muß, trotzdem ich über Hals und Kopf zu tun habe, [ich] jetzt dennoch nachholen, was ich versäumt, nämlich Ihnen für die Aufmerksamkeit danken, die Sie mir erweisen.

Ich muß Ihnen im allgemeinen, mit allen Ausstellungen, die Sie mir machen, recht geben, besonders was den Schluß des 3. Aktes anbelangt, dessen Unhaltbarkeit ich einsehe. Für den Zuschauer mag er noch hingehen, denn auf der Bühne muß ja viel das stumme Spiel des Schauspielers machen, aber daß sich der Leser nicht damit abspesen läßt, davon bin ich gerade so überzeugt wie Sie.

Was den Charakter der Königin betrifft, so erscheint mir Ihre Bemerkung, er sei «abscheulich», beinahe unbegreiflich, wenn nicht der Ausdruck vielleicht die Zeichnung selbst betrifft.

Daß die Sprache zu modern sei, ist ein Vorwurf der wahr ist, aber mich nicht bekümmert, denn auch die Gefühle in dem Stücke sind teilweise modern. Meine Bemühung, die Sprache zu verändern, wird sich also nur soweit erstrecken, daß Sie das Wörtchen «zu» werden weglassen können.

Bezüglich des größten Teiles der verzeichneten «nicht passenden» Wendungen gebe ich Ihnen vollkommen recht.

.....

Sind die von Ihnen angeführten Wendungen alle, die Sie als störend oder lächerlich erkannt? Oder haben Sie noch eine Kollektion? Wenn ja, so möchte ich Sie freundlichst darum gebeten haben.

Sobald ich wieder Zeit habe, werde ich Ihnen ausführlicher schreiben; Ihnen auch das überarbeitete Stück übersenden. Das, auf was ich am neugierigsten war, habe ich aber doch nicht erfahren: nämlich, ob Sie glauben, daß es von der Bühne aus Wirkung übt, und ob es auch nur eine kleine Spannung beim Leser hervorbringt.

Mit herzlichem Gruß und in Erwartung einiger Zeilen,

Ihr Rudolf Ronsperger

Das aufschlußreichste Dokument, das wir von Ronsperger besitzen, ist der von Rudolf Steiner im «Magazin» in seinen wesentlichsten Teilen abgedruckte Brief, der den Empfänger erst nach Ronspergers Tod erreichte, weil dieser die Bemühung nicht aufgebracht hatte, Rudolf Steiners Adresse ausfindig zu machen. Er wird hier noch einmal wiedergegeben, einschließlich der von Rudolf Steiner nicht abgedruckten Teile.

10. April 1886

Lieber Freund!

Erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt noch diesen Namen gebe? oder haben Sie einen längst Verschollenen, der einst mit Ihnen manch anregende Stunde verplaudert, schon zu den unwiederbringlich verlorenen gerechnet?

Um Ihre Neugierde gleich anfangs zu befriedigen, stelle ich mich Ihnen gegen sonstige Sitten und Bräuche brieflich vor: Rudolf Ronsperger, ehemaliger stud. techn., später stud. phil., nunmehr wohlbestallter Verkehrsbeamter der Österreichischen N.W. Bahn in Nimburg, Böhmen.

Nun bin ich aber mit meinem Latein zu Ende und weiß nicht, wo beginnen, um Ihnen alles zu erzählen, und wie Ihnen beschreiben, auf welche Weise ich dazu komme, mich Ihnen wieder zu nähern.

Das letztere zuerst.

Auch ein Bahnbeamter hat ruhige Stunden; und ich habe deren sogar recht viele. Eine solche war es, die ich dazu benützte, um in alten Papieren zu kramen. Da stieß ich denn auch auf Ihre Briefe. Ich las und las, und allgemach stieg die Erinnerung an schöne Zeiten in mir auf, eine förmliche Sehnsucht, wieder einmal mit jemandem zu verkehren, der in intellektueller und moralischer Beziehung höher stünde als ich – und da haben Sie meinen Brief.

Wo Sie derselbe treffen wird, in welchen Umständen, in welcher Umgebung – ich habe keine Ahnung davon. Aber ich glaube hoffen zu dürfen, daß auch Sie mit angenehmen Gefühlen unserer vielen gemeinschaftlich verlebten Stunden gedenken, daß Sie vielleicht um der Erwartungen willen, die Sie einst von mir gehegt, nicht abgeneigt sind, unseren seit langem abgebrochenen Briefwechsel wieder aufzunehmen.

Von mir ist es vielleicht Anmaßung, solches zu verlangen. Ihre Zeit ist vielleicht zu kostbar, und jedenfalls ernsteren Dingen bestimmt, als dem Briefwechsel mit einem Menschen, der günstigen Falles etwas hätte werden *können*, aber nichts ge-

worden *ist*. «Ein verkommenes Genie» würde die Welt sagen. Aber daß ich nicht, oder noch nicht verkommen bin, glaube ich annehmen zu dürfen. Über das Genie wollen wir schweigen.

Und nun ein kurzer Bericht über meine Schicksale. In meinen äußerlichen Lebensumständen ist wenig bemerkenswertes vorgegangen. Zuerst nach Leitmeritz, später nach Kostomlat, dann wieder nach Leitmeritz versetzt, endlich seit nunmehr fast zwei Jahren Verkehrsbeamter in Nimburg, bin ich jetzt in einer Stellung, wie sie sich ein Subalternbeamter angesehenen und angenehmer nicht wünschen kann.

Außerdem läßt mich die Ernennung meines Onkels zum Direktor der Ferd. Nordbahn hoffen, bald nach Wien und auf einen Posten kommen zu können, der mich nicht nur materieller Sorgen, sondern auch jener körperlichen Überanstrengung überhebt, welcher der Exekutivbeamte der Bahndienste ausgesetzt ist.

Über die Schicksale, oder besser die Wandlungen, die mein Inneres seit den letzten Jahren erfahren, gäbe es etwas mehr zu berichten. Es mag sich vieles, vielleicht alles in meinen Anschauungen über Welt und Menschen geändert haben – eine feste Überzeugung ist mir selbst in den letzten fünf Jahren bitterer innerer Kämpfe nicht verloren gegangen: die Überzeugung von meinem dichterischen Berufe. Sie ist in mir lebendig geblieben, trotzdem ich mich einem Lebensberufe ergeben, der sonst gewöhnlich den ganzen Menschen bei Tag und Nacht in Anspruch nimmt und ihm meist die Fähigkeit raubt, sich solchen von seinen Amtsgeschäften ganz abweichenden, mit ihnen beinahe unvereinbaren Nebengedanken zu ergeben. Sie hat sich mir erhalten trotz des spöttischen Lächelns aller, die durch Zufall von ihr Kenntnis erhielten. Und wenn man auch in der großen Welt nichts hören wird von meinem Geschreibsel – ich glaube es kühn sagen zu dürfen: ich bin doch ein Poet von Gottes Gnaden. Sie werden das vielleicht Selbstüberhebung nennen, aber wem die Poesie so zum Lebensbedürfnis geworden wie mir, wer so wie ich sein ganzes Fühlen und Denken in Poesie umzusetzen gedrängt wird wie ich, der kann wohl mit Fug und Recht behaupten, daß er zum Dichter berufen. Ob auserwählt? – Das ist eine Frage, die ich nicht mit nein beantworten kann, weil ich mich dadurch selbst um ein gut Teil meiner Hoffnungen bringen würde – und das tut ein Sanguiniker erster Sorte nicht, wie ich einer bin. Aber ich bin nicht blind für all die Fehler, die ich besitze, und die dazu beigetragen, daß ich das bis jetzt nicht erreichte, was allein bestimmend und zwar endgültig bestimmend auf meine Berufsrichtung einwirken könnte, einen Erfolg.

Energielosigkeit ist der erste und größte all dieser Fehler; der Mangel an Kraft und Beharrlichkeit, jener eisernen Ausdauer, jener ziel- und siegesbewußten Zähigkeit in der Verfolgung einmal gefaßter Pläne, die immer die Begleiteigenschaften des Genius sind und ihm unter den schwierigsten Umständen zum glorreichen Durchbruch verhelfen.

Ohne unbescheiden zu sein, kann ich sagen: Ich hätte Großes geleistet, wenn das Glück mich gehätschelt und ein warmer Sonnenblick meine Fähigkeit aufblühen gemacht hätte, wenn meine Neigungen auf keinen Widerstand gestoßen und meine Versuche vom Schicksal begünstigt worden wären. Vor dem Winde wäre ich flott gesegelt und hätte vielleicht erreicht, was andere unter gleich günstigen Umständen nicht erreicht hätten. Gegen den Wind zu segeln fehlte mir Mut und Kraft. Ohn-

mächtige Versuche machte ich viele – und daß ich nicht ganz scheiterte und kopf-über in die Wogen stürzte, das allein gibt mir noch die Hoffnung, daß der Wind sich doch vielleicht noch einmal drehen werde und den ungeschickten Schiffer vorwärts treiben, der es nicht lernen konnte, die Segel zu drehen.

Und was noch mehr auf die Verhinderung meiner Arbeitskraft eingewirkt, ist der Mangel an Zeit und, wenn ich diese nach 24-stündiger Dienstleistung endlich zur Verfügung hätte, an physischer Kraft zum arbeiten.

Speziell bei mir wurden die wenigen Stunden, die ich hätte der Arbeit weihen können, noch aufgezehrt durch mein Bedürfnis nach rein äußerlicher Unterhaltung. In ihr mußte ich ein Gegengewicht finden gegen die rastlose fiebernde Tätigkeit meiner Phantasie und meines Geistes, sowie gegen die Monotonie des Dienstes, der ja jedem mit halbwegs gesundem Verstande Begabten bald zum bloßen Handwerk wird, das er ohne geistige Anstrengung mechanisch betreibt.

So kommt's, daß ich in den letzten fünf Jahren nichts geleistet, das ich selbst als nur nennenswert bezeichnen möchte. Eine lyrische Erzählung «Ursprung der Liebe» in sechs Gesängen und ein einaktiges Lustspiel «Mirza Schaffy» – das ist alles, was ich anführen kann. Daneben jedoch eine Unzahl lyrischer Gedichte, wie sie in einsamen Dienstnächten entstanden.

Fertig ist ferner der Plan zu einem fünftaktigen Lustspiel «Mutti», zu dessen Ausarbeitung mir natürlich die Zeit fehlt.

Daß ich während der jüngsten Jahre reifer geworden, mir eine größere Kenntnis der Welt und der Menschen zu eigen gemacht, an Grundsätzen und Charakter gewonnen und an meinem Idealismus nichts eingebüßt habe, kurzum vielleicht auf der Basis stehe, welche eine Arbeit in der Kunst zu einer gedeihlichen und erfolgreichen machen könnte, will ich nicht leugnen. Aber für mein positives Wissen, für die Läuterung meines Geschmackes, für die Vermehrung der Ideen und die Anregung der Phantasie sind jene Jahre verloren; denn auch der geistig Begabteste braucht Anregung zum Schaffen, Aufmunterung, Austausch der Gedanken und Zuführung neuer Nahrung. Er braucht Erfolg als Sporn, vernünftige Kritik als Maßstab und Richtschnur, um einerseits nicht dem Zweifel an seinem Talente, andererseits nicht maßlosem Dünkel anheimzufallen. All das hab ich nicht gehabt und doch tut es mir mehr not als manchem anderen.

So stehen nun die Sachen. Wenn ich mich Ihnen, verehrter Freund, wieder nähere, so soll Ihnen das als Beweis gelten, daß nicht alles, was wir einst besprochen, nicht alle Ideen, die wir ausgetauscht und wo ich allerdings der meistempfangende Teil gewesen, von mir vergessen wurde; daß ich mich noch mit Vergnügen an Sie erinnere und heute an Ihnen eine Stütze, in Ihnen ein Echo suche für meine Bestrebungen.

Ich habe viel von Welt und Gesellschaft, von Liebe und Leben gekostet in der letzten Zeit; habe viel erlebt und manches gelitten; wurde nach außen geschliffen und nach innen ein wenig vertrocknet. Einkehr ist mir wieder Bedürfnis geworden. Wollen Sie mir dabei helfen? Aufrichtig gesprochen: Erfolg kann ich mir und Ihnen nicht sicher gewährleisten, aber vielleicht geht's noch!

Nun möchte ich aber auch Sie fragen, wie es Ihnen all die Zeit her ergangen, was Sie treiben und wie Sie es treiben? Ich habe Sie als Mitarbeiter in Kürschner's

National-Literatur genannt gefunden. Natürlich Goethe?! Auch eine kleine Rezension über Schröer las ich in der «Presse». Wie haben sich aber Ihre äußeren Lebensumstände gestaltet. Arbeiten Sie vom sicheren Verließ einer Anstellung aus? oder schweifen Sie als freier Gelehrter durch die Welt? Zur Zeit, wo ich dies schreibe, bin ich noch im Unklaren über Ihren Wohnort, den ich von der Redaktion der «Presse» zu erfahren hoffe.

Nun adieu, lieber Freund. Ich hoffe auf baldige Antwort unter der unten angegebenen Adresse.

Es grüßt Sie herzlichst

Ihr
Rudolf Ronsperger
Nimburg, Böhmen

Der Brief blieb, wie gesagt, beim Absender liegen und gelangte erst nach Ronspergers Tod an den Adressaten.

Als Anhang sei die auf Seite 35 erwähnte Notiz in der «Deutschen Zeitung», Wien, 23. Januar 1881 wiedergegeben:

«Verbotener Prolog

Zu Gunsten des Deutschen Schul-Vereins veranstaltete gestern der akademisch-technische Verein UNITAS in den Sälen des Hotels ZUM WEISSEN ROSS aus Anlaß seiner dritten Gründungsfeier einen Unterhaltungs-Abend mit Tanzkränzchen, welcher einen glänzenden Verlauf nahm. Das Programm des Unterhaltungs-Abends war ein sehr reichhaltiges und gewähltes, konnte aber leider nicht vollständig durchgeführt werden, da die löbliche Polizei – offenbar aus Besorgnis, die reizenden jungen Damen, die in großer Anzahl dem schönen Feste beiwohnten, könnten zu Haß und Verachtung gegen die bestehende Regierungsform, oder gar zum hellen Aufruhr verleitet werden – sich ins Mittel legte und die Durchführung des ersten Programmpunktes untersagte. Die inhibierte Programm-Nummer war ein vom Stud. techn. Rudolf Ronsperger gedichteter Prolog, der in schwunghafter Weise die Zwecke und Tendenzen des Deutschen Schulvereins pries. Die Polizei fand, daß dieses Gedicht zum Haß und zur Verachtung der Nationalitäten aufzureizen geeignet sei, und untersagte dessen Vortrag. Der Abend wurde durch eine zündende Anrede, welche die Stelle des verbotenen Prologes vertrat – gesprochen vom Obmann des Vereins Stud. techn. Otto Kulka – eröffnet. Hierauf folgten die andern Nummern des Programms, deren Durchführung in überaus exacter Weise vor sich ging.»

*

In künftigen Nummern dieser «Beiträge» soll von anderen Freunden Rudolf Steiners aus der Wiener Zeit berichtet werden.

Robert Friedenthal

BEITRÄGE ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE
VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV
DER RUDOLF STEINER-NACHLASSVERWALTUNG, DORNACH

Heft Nr. 54 Ostern 1976

Zum Inhalt des Heftes	1
Rudolf Steiner: Die menschliche Urschuld. – «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben». Vortrag, gehalten in Hannover, 4. März 1911	3
<i>Wolfram Groddeck</i> : Ossian und die Fingalshöhle. Zu der Ansprache von Rudolf Steiner in Berlin, 3. März 1911	13
Notenzitat aus dem Brief von Felix Mendelssohn Bartholdy vom 7. August 1829. Faksimile	22
Erste Seite der Noten zur Hebriden-Ouvertüre. Faksimile	23
Zu neuen Bänden der Rudolf Steiner Gesamtausgabe	25
«Die Mission der neuen Geistesoffenbarung. Das Christus-Ereignis als Mittelpunktsgeschehen der Erdenevolution»	25
«Zufall, Notwendigkeit und Vorsehung. Imaginative Erkenntnis und Vorgänge nach dem Tode»	28
«Verspäteter Chronist». Zum Erscheinen von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften, herausgegeben von Rudolf Steiner, innerhalb der Rudolf Steiner Gesamtausgabe	32
Briefe an Rudolf Steiner (III): Rudolf Ronsperger. Zusammengestellt und eingeleitet von <i>Robert Friedenthal</i>	34

Die Zeichnung auf dem Umschlag wurde nach einer Bleistiftskizze Rudolf Steiners leicht verkleinert reproduziert.

Herausgeber: Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung, CH 4143 Dornach, Rudolf Steiner-Halde. – *Redaktion*: Wolfram Groddeck. – *Administration*: Rudolf Steiner Verlag, CH 4143 Dornach, Haus Duldeck. Postcheckkonto Basel 40-13768. Für Deutschland: Karlsruhe 70196-757. *Druck und Versand*: Zbinden Druck und Verlag AG, CH 4006 Basel 6, St. Albanvorstadt 16. – Preis des Einzelheftes (ab Heft 49/50) Fr./DM 5.50, des Doppelheftes Fr./DM 11.–, jeweils zuzüglich Porto. Im Abonnement für jeweils 4 Hefte Fr./DM 20.– zuzüglich Porto.